UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

8. Jahrgang, Heft 3 Mai/Juni 1978

Dichtung und Wahrheit

Zur Übersetzung der Heiligenorationen im neuen deutschen Missale

Von Johannes Stöhr

Seit einiger Zeit ist die wissenschaftliche Kritik an den verschiedenen neueren für den liturgischen Gebrauch offiziell approbierten Übersetzungen von biblischen Texten auch breiteren Kreisen bekanntgeworden.[1] Erst seit wenigen Jahren ist das neue deutsche Lektionar in Gebrauch; doch es mußte kürzlich von der Bischofskonferenz in nicht unwesentlichen Einzelheiten korrigiert werden.[2] Die Texte dieses offiziellen Lektionars sind mit der Endfassung der neuesten „Einheitsübersetzung" überholt. Früher war ein Schott-Meßbuch als Erstkommuniongeschenk eine Anschaffung für das Leben; doch wer erst kürzlich für die billigste von den Benediktinern der Erzabtei Beuron im Verlag Herder herausgegebene dreibändige Ausgabe ca. DM 120,— bezahlt hat, hat ein Provisorium erstanden und kann nun bald

[1] Vgl. K. Gamber, *Die neue Lektionsordnung*, Una-Voce-Korrespondenz [= UVK] 4 (1974) 130—136; Ders., *Die „ökumenische Bibel"*, UVK 7 (1977) 299—306; P. Hacker, UVK 7 (1977) 317—319; W. Schamoni, *Die Evangelien nach Matthäus, Markus und Lukas in den Lektionaren I—III*, Theologisches, Beilage d. Offertenztg. d. kath. Geistl. Deutschlds., 1977, Jan. Nr. 81, 2206—2211; F. Kemp, *Die Botschaft der Schriftgelehrten*, Süddeutsche Zeitung, 28./30. 5. 1977, S. 86; L. Vietoris, *Vorschläge übergangen. Eindrücke eines Laien von der neuen Einheitsübersetzung der Bibel*, Rheinischer Merkur, 10. 9. 1976, S. 20; T. Gallus SJ, *Manipulierung um das Bibelwort*, Deutsche Tagespost, 12. 4. 1978, S. 4; O. B. Roegele, *Besser übersetzt?*, Rheinischer Merkur, 30. 4. 1976; E. Kamenicky, *Bibel mit Rotstift*, Entscheidung Nr. 21 (1971) Pfingsten; B. Schwarz, *Die Selbstlosigkeit des Übersetzers und die Demut des Christen. Bibelübersetzung und Liturgie*, Rheinischer Merkur, 13. 5. 1977, S. 31.

Doch scheint noch nicht vielen aufgefallen zu sein, daß z. B. der hl. Paulus in den Lesungen nirgends mehr als Autor der paulinischen Briefe erscheint.

[2] Vgl. O. Knoch, *Eine Bibel für heute*, Gottesdienst 12 (1978) 41—44. Damit ist nun u. a. die Gefahr gebannt, daß man analog dem Sprachgebrauch Prof. Knochs nicht mehr von der „allerseligsten Jungfrau", sondern von dem „allerwohligsten Mädchen" reden müßte (Anfrage Pfr. Schneider, Peißenberg). C. P. Clausen, *Die Entleerung des Wortes Gottes. Zur neuen Einheitsübersetzung der Hl. Schrift; Die Tragödie der Einheitsübersetzung*, Lippstadt 1977 (Der schwarze Brief).

wieder mit einer Neuanschaffung rechnen, wenn er den in Zukunft offiziell verbindlichen Text des Lektionars besitzen will. Aber die Diskussion betrifft nicht nur die Bibeltexte. Auch zentrale liturgische Texte des Meßopfers sind einfach falsch wiedergegeben. Sogar im Kanon ist dies bei der Fülle der Änderungen vielen noch gar nicht aufgefallen. So enthalten z. B. die deutsche (und die englische) Übersetzung des Anfangs der Präfation im 4. eucharistischen Hochgebet einen offensichtlichen theologischen Irrtum — ganz im Gegensatz zum neuen lateinischen Text.[3] Doch die problematische Neufassung der (nun angeblich endgültigen) Übersetzung des Ordo missae soll hier nicht näher behandelt werden.[4] Außerhalb unserer Überlegungen bleibt auch ein Vergleich der lateinischen Texte des alten und derjenigen des neuen Missale.[5] Ebenso lassen wir das Problem der neueren Umstellungen der Heiligenkalender hier beiseite.[6]

Viele — scheinbare und echte — exegetische Einzelprobleme belasten die Diskussion um die Bibeltexte. Erschwerend kommen dazu Fehlplanung und Chaos auf Baustellen einer sog. „Wissenschaft", die rationalistische Schlagseite vieler heutiger Interpreten sowie wahre und vorgebliche ökume-

[3] Dort heißt es: „Heiliger Vater ... Du allein bist der lebendige und wahre Gott." Richtig übersetzt müßte es heißen: „Du bist der eine lebendige und wahre Gott". Im lateinischen Text steht das „allein" *(solus)* überhaupt nicht. Da auch der Sohn und der Hl. Geist Gott sind, gehört das „unus" notwendig zum Prädikat. Die deutsche und die englische Übersetzung mißachten eine in der Theologie allgemein gewordene präzise Ausdrucksweise. Thomas von Aquin behandelt eigentlich schon genau die vorliegende Frage: „Utrum dictio exclusiva possit adiungi termino personali?" (I S. th. q 31, a 4; cf. a 3). Den möglichen Einwand, daß es auch im Gloria heiße: „Denn Du allein bist der Heilige, Du allein der Herr ..." beantwortet schon Thomas damit, daß dort der Ausdruck nicht isoliert und absolut stehe, sondern integriert in ein trinitarisches Bekenntnis: „... Cum Spiritu sancto in gloria Dei patris." Die Salmantizenser Theologen geben in ihrem *Cursus theologicus* einen zusammenfassenden ausführlichen Kommentar (Bd. III, ed. Paris 1877, S. 397), welcher die Möglichkeiten der theologischen Sprachlogik hier sehr genau untersucht.
R. von Rhein (*Versehen oder neue Theologie?*, UVK 6 (1976) 232 f.) hat bereits vor längerer Zeit auf den Fehler aufmerksam gemacht.

[4] R. Peil, UVK 4 (1974) 73—77; 5 (1975) 279—283; 6 (1976) 64—66; J. Wagner, *Die neue Meßordnung auf deutsch*, Gottesdienst 9 (1975) 100—102; P. Hacker — W. Siebel, UVK 3 (1973) 50—63, 186—188.
Ist es nicht auch unter pastoraler Rücksicht unsinnig, beim Agnus Dei und vor der Kommunionausteilung die „peccata mundi" vage als Weltsünde zu verstehen oder anonyme „Mächte und Gewalten" an die Stelle der (personalen) himmlischen Heerscharen der Engel zu setzen?
Nach Fertigstellung vorliegender Arbeit konnte ich noch eine freundlicherweise zur Verfügung gestellte unveröffentlichte Studie von P. Hacker, *„Zum neuen Missale Romanum in seiner deutschen Fassung"* (KARR, 23. 5. 1972) einsehen, die viele übereinstimmende Feststellungen enthält. Insbesondere macht er auch auf die Problematik des Ausfalls der trinitarischen Schlußdoxologie mit ihrem Bekenntnis zur Gottheit Jesu aufmerksam.

[5] Vgl. G. May, *Die alte und die neue Messe. Die Rechtslage hinsichtlich des Ordo Missae*, UVK 5 (1975) 309—340, 6 (1976) 1—39, 79—107; K. Gamber, *Liturgiereform und Vaticanum II*, UVK 7 (1977) 246—255; *Breve esame critico* ... (25. 9. 1969; A. Card. Ottaviani, A. Card. Bacci), deutsch: *Kurze kritische Untersuchung des neuen ‚Ordo Missae'*, Immaculata-Verlag Luzern 1969, DRM 27. 9. 1976; H. B. Visser, UVK 1 (1970/71) 91—96.

[6] Vgl. R. Peil, UVK 3 (1973) 124 f., 282 f.

nische Rücksichten. Unabhängig von derartigen Belastungen konnten die Orationen übersetzt werden. Wie sind nun die Heiligenorationen im neuen deutschen Missale (seit Sept. 1974) wiedergegeben worden? Im folgenden beabsichtigen wir nur die Wiedergabe dieser Orationen auf ihre theologische Qualität hin zu überprüfen. Problematische lateinische Neufassungen der Gebete[7] bleiben außer Betracht. Abgesehen wird auch von den deutschen Eigenmessen.

Zweifellos muß sich eine für den praktischen liturgischen Gebrauch vorgesehene deutsche Wiedergabe oft unvermeidlich von einer eng wörtlichen Übersetzung unterscheiden. Derartige Unterschiede sind gut zu begründen, wenn sie aus dem Geist der anderen Sprache herrühren; jede Sprache hat auch ihren eigenen Schatz an Wortverbindungen, syntaktischen Möglichkeiten und gebräuchlichen Ausdrucksarten. Insbesondere sind die Erfordernisse einer für die Verkündigung bestimmten Sakralsprache zu beachten. Aber die Übersetzungen des einen Missale in die vielen modernen Sprachen sollen dennoch nicht auffallend stark voneinander abweichen[8]; sie dürfen jedenfalls keinen unterschiedlichen Sinngehalt aufweisen. Sonst würde die „Katholizität" der Liturgie verschleiert, die durch ein bewußtes Anlehnen an den Text der editio typica leicht zu erreichen ist. Warum sollte man grundlos von einer sinngetreuen Übersetzung abweichen? Im folgenden wird sich zeigen, daß viele Gebete den Originaltext noch nicht einmal annähernd genau wiedergeben. Insbesondere sind die neuen Übersetzungen bei unverändert gebliebenen lateinischen Vorlagen nicht selten schlechter als die bereits bekannten deutschen Texte.

Die römische Übersetzungsinstruktion der Gottesdienstkongregation vom 25. Januar 1969 nennt einige der Gründe, die ein ausnahmsweises Abweichen von der wörtlichen Übersetzung rechtfertigen können[9]: „Oft sichert eine Übersetzung Wort für Wort das rechte Verständnis. Manchmal müssen die Bilder umgeformt werden, zuweilen eignet sich ein Ausdruck schlecht, um die gemeinte Wirklichkeit auszusagen. Er kann den modernen Christen

[7] So sind z. B. im neuen lateinischen Text am 7. 1. (hl. Raymund von Peñaforte, Coll.) die Ausdrücke „Sakrament der Buße", Hervorbringen „würdiger Früchte der Buße" getilgt, ebenso der Bußeifer des hl. Pfarrers von Ars (4. 8.). Oft verschwindet das Wort Gnade. Nicht mehr erwähnt wird die Bekämpfung der Feinde der Kirche oder der Häresie (30. 4., Pius V; 17. 9., Bellarmin; 21. 12., Petrus Canisius; 28. 6., Irenäus). Getilgt ist auch die Bitte um Bekehrung der Irrenden (30. 4., Aug. v. Canterbury; 17. 9.; 21. 12., Canisius). Vgl. Nouvelles de Chrétienté, Paris, Nr. 548, Okt. 1970; UVK 1 (1970/71) 109—111.

[8] Vgl. Liturgiekonstitution, a. 23. Auch die 3. Instruktion zum Abschluß der Liturgiereform (5. 9. 1970) verlangt, „genau in die Volkssprache zu übersetzen", so daß nach sorgfältigster Prüfung und ohne jede Überstürzung Dokumente bewährter Schönheit entstehen, die „einen dauerhaften Gebrauch versprechen können, in voller Übereinstimmung mit dem inneren Reichtum des Inhalts" (Nr. 11; Ansprache Papst Paul VI. vom 7. 2. 1969).

[9] Instructio, Nr. 20—24.

u. U. gerade in seinem Christsein abstoßen. Wiederum können manche Ausdrücke am Gebetsleben von heute vorbeigehen. ... In solchen Fällen genügt es jedoch nicht, das, was überholt ist, einfach zu unterdrücken. Man muß vielmehr versuchen, es durch Aussagen zu ersetzen, welche die biblische Wirklichkeit in einer heute verständlichen Weise aussprechen." Frühere Übersetzungen waren vor allem wegen ihrer Verschachtelung der Sätze und mangelnden Auflockerung der Appositionen manchmal dem deutschen Sprachgefühl zuwenig angepaßt.

Doch die Neuübersetzung verfällt oft in einen entgegengesetzten Fehler: Sie zerhackt den Originaltext in viele nebengeordnete Sätze, zerteilt das Ganze in mehrere praktisch zusammenhanglose Gebetsintentionen[10] und unterschlägt so vielfach die finalen, konsekutiven und kausalen Sachzusammenhänge. Theologisch bedeutsame Nuancen des lateinischen Textes gehen dadurch verloren, so z. B. die theozentrische Gesamtkomposition durch die Einführung neuer Satzsubjekte im Deutschen.[11] Oft werden ganz neue Gebetsintentionen eingeführt.[12] So z. B. die Bitte, daß wir „unsere Aufgabe in dieser Welt erfüllen"[13], „... ohne Menschenfurcht für die Wahrheit einstehen"[14], ... „Diener der Freude für unsere Brüder"[15] seien, während es um das Annehmen der übernatürlichen Liebe und ihre Fruchtbarkeit für das Heil geht. „Immaculata religio" heißt für den Übersetzer, daß wir „Christus in unseren notleidenden Brüdern dienen".[16] Der hl. Kirchenlehrer Bonaventura soll uns nicht, wie im lateinischen Text, Vorbild sein durch seine eruditio bzw. Lehre, sondern durch sein „beharrliches Suchen nach der Wahrheit".[17] Man hat also manchmal Grund dazu, Zugeständnisse an den Zeitgeist zu vermuten. Eine Wiedergabe in gutem Deutsch hätte aber

[10] Hl. Johannes von Gott, 8. 3., Collecta (Missale Romanum, ed. typica 1970 [= MR], S. 533); Meßbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch, Benziger-Herder-Pustet 1975 [= M], S. 640; Hl. Athanasius, 2. 5., Post comm. (MR 547, M 668); Hl. Franz v. Sales, 24. 1., Post comm. (MR 519, M 614); Hll. Joachim und Anna, 26. 7., Post comm. (MR 582, M 729); Hl. Ignatius von Loyola, 31. 7., Post comm. (MR 584, 732); Hl. Eusebius, 2. 8., Coll. (MR 585, M 734); Hll. Cosmas u. Damian, 26. 9., Coll. (MR 614, M 790); 10. 11., Leo d. Große, Coll. (MR 639, M 836); Hl. Angela, 27. 1., Coll. (MR 521, M 617).

[11] Vgl. 31. 5. (2. 7.), Mariae Heimsuchung, Coll. (MR 554, M 711).

[12] Bekehrung des hl. Paulus, 25. 1., Coll. „Gib uns ... die Gnade, uns Deinem Anruf zu stellen" (MR 519, M 615). 28. 12., Unschuldige Kinder, Coll. (MR 660, M 871): Die Intention, auch in Worten den Glauben zu bekennen, liegt gerade nicht im Sinne des lateinischen Textes; Commune BMV 3, Coll. 2 (MR 672, M 889); Commune BMV 4, Coll. (MR 673, M 891): die Bitte, allen Völkern das Heil zu schenken, ist hinzugesetzt.

[13] Hl. Heinrich, 13. 7. (MR 577, M 720); die Intention ist völlig verändert.

[14] Hl. Fidelis, 24. 4., Coll. (MR 542, M 660).

[15] Hl. Franz v. Assisi, 4. 10., Post. comm. (MR 621, M 800).

[16] Hll. Philippus u. Jakobus, 3. 5. (MR 548, M 669).

[17] 15. 7. (MR 578, M 722). Steht vielleicht das Suchen höher im Kurs als die Wahrheit selbst?

niemals eine veränderte[18] oder verstümmelte Textwiedergabe gefordert. Warum wählt man manchmal unbestimmtere und allgemeinere Ausdrücke, z. B. „Heil" statt Läuterung, „ungeteilte Liebe" statt Jungfräulichkeit usw.?[19] Immerhin hat man aber, im ganzen gesehen, extrem antiquierte Begriffe ebenso vermieden wie esoterischen modernistischen Jargon oder Vulgärsprache. Doch ist der dem liturgischen Geschehen angemessene gehobene Stil einer sakralen Sprache[20] oft verfehlt worden. Warum wird z. B. die Inständigkeit und Ehrfurcht der Gebetshaltung nicht wiedergegeben, die im Lateinischen mit „suppliciter", „humiliter", „reverenter" ausgedrückt ist?[21] Die Übersetzer haben sehr darauf geachtet, möglichst wenig überlieferte Formulierungen einer gehobenen kirchlichen Sprache zu übernehmen und suchten Zugänge für einen möglichst breiten Kreis Außenstehender.[22]

[18] So heißt es z. B.: „Lauterkeit der Liebe" statt Reinheit; „stärke" Deine Kirche, statt: Laß sie fest werden in der Tugendkraft (30. 6., ss. Protomartyri Romani, Coll.; MR 573, M 710). Die Intention der Postcommunio des hl. Benedikt (11. 7.; MR 577, M 720) zielt auf lebendige Liebe zu den Brüdern und nicht auf aufrichtige allgemeine Menschenliebe, wie der Übersetzer behauptet. Die Gleichsetzung von „fratres" und Mitmenschen ist keineswegs selbstverständlich (14. 7., s. Camillus, MR 577, M 721). Die gottbezogene Zielrichtung der Intention wird manchmal umgebogen: statt „laß (die Kirche) freudig seine Heilsgeheimnisse begehen" heißt es: „laß uns .. seine Liebe erfahren" (25. 3., Annuntiatio Dni., Super obl.; MR 538, M 649). Will man vielleicht demokratisierende Vorstellungen wecken, wenn man am Fest des hl. Matthias (14. 5.; bzw. 24. 2.) erklärt: „Du hast es gefügt, daß er zum Kollegium der Apostel hinzugewählt wurde" statt: Du hast ihn dem Kollegium eingegliedert (oder: verbunden, hinzugesellt = sociasti) (MR 550, M 635). „Errorum circumventione depulsa" wird zu der viel schwächeren Ermahnung, nicht falschen Lehren zu folgen. (Hl. Justin, 1. 6., Coll.; MR 556, M 681). Die Übersetzung erwähnt am Fest des hl. Philipp Neri die Heiterkeit des Geistes und Liebe des Heiligen, nicht das personale Wirken des Hl Geistes, wie es der Originaltext zum Ausdruck bringt (26. 5.; MR 552, M 678). Das Zeugnis der göttlichen Liebe in uns wird gleichgesetzt mit unserem Zeugnis geben (1. 5.; MR 547, M 667). Muß man „salus animarum" unbedingt mit „Heil der Menschen" übersetzen? (21. 7., Hl. Laurentius v. Brindisi, MR 578, M 724; vgl. 31. 1., Hl. Johannes Bosco, Coll., MR 521, M 618). Soll etwa der Begriff Seele ausgemerzt werden? (Vgl. A. Kröger OSB, *Die Ausmerzung der Seele in den Gebeten für die Verstorbenen*, Beda-Briefe 152 (15. 2. 1977) 8333—8334. Vgl. F. Holböck, *Seele, Unsterblichkeit, Auferstehung*. I. *Theologische Darlegungen:* H. Pfeil, *Seele, Unsterbl., Auferstehung*, II. Philosophische Erwägungen, in: H. Pfeil, Unwandelbares im Wandel der Zeit, Bd. II, Aschaffenburg 1977, 15—49, 50—72). Vgl. Anm. 42—52.

[19] Commune sanctorum 2, Super obl. (MR 714, M 941). Vgl. unten Anm. 38, 47.

[20] Vgl. Anm. 49 (maiestas wird nicht übersetzt). Ferner bleibt gewöhnlich „propitius" unübersetzt (1. 5., Hl. Josef, Super obl.; 3. 6., Karl Luanga, Super obl.). „Maiestatem tuam suppliciter exoramus" wird unterschlagen am 1 10. (Theresia v. Kinde Jesu, Super obl. (MR 619, M 798). Manchmal wird sehr trocken vereinfacht: „abundantia propitiationis" = „Erbarmen" (1. 11., Allerheiligen, Coll.; MR 633, M 821).

[21] Hl. Matthias, 14. 5., bzw. 24. 2. (MR 550, M 636); 3. 7., Thomas, Super obl. (MR 574, M 713); 28. 10, Hll. Ap. Simon und Judas, Post comm. (MR 630, M 820); 11. 6., Hl. Barnabas, Post comm. (MR 559, M 691). Vgl. Anm. 20.

[22] Auf die Fragwürdigkeit einer solchen Grundeinstellung, die zuerst darauf achtet, ob ein Gebetsanliegen dem unbekehrten Sinn „etwas sagt" oder ob es gefällt, und nicht primär, ob es Gott wohlgefällt — worüber man sich vom Herrn und seiner Stellvertreterin, der Kirche, belehren lassen muß — hat schon vor Jahren P. Hacker hingewiesen (unveröffentlichtes Gutachten *„Zum neuen Missale Romanum in seiner deutschen Fassung"* (23. 5. 1972, KARR).

Man braucht keine besonderen Lateinkenntnisse, um die weitgehenden Abweichungen der deutschen Übersetzung bei den Orationen festzustellen; es genügt ein beliebiges Lexikon. Diese Abweichungen gehen aber nicht einfach auf mangelnde philologische Fachkenntnisse zurück (wie vielleicht die meisten der 80 Übersetzungsfehler der ersten Trierer Ausgabe der Liturgiekonstitution, des ersten Dokuments des Konzils!)[23], sondern hier liegen bewußte Veränderungen vor. Die Texte bilden oft keine freie Übersetzung und auch keine Paraphrase mehr, sondern eine Neufassung[24], bei der nur durch einige Seitensprünge noch eine gewisse Beziehung zum authentischen Gedanken gegeben ist.

Am auffallendsten sind zunächst die Abänderungen der Gottesanrede. Verschiedentlich geht es nur um stilistische Umformungen abstrakter Bezeichnungen in adjektivische Formen. Manchmal kann man einige Zusätze auch theologisch gut rechtfertigen.[25] Doch ist oft keinerlei Grund für die Auswahl der Gottesattribute ersichtlich. Sie scheint ganz willkürlich[26], zumal oft auch völlig unmotivierte Auslassungen gegenüber dem Original vorkommen.[27]

Gegen manche theologischen Begriffe hat der Übersetzer eine unverkennbare Abneigung. So z. B. gegen „meritum" (Verdienst), das er mit

[23] Allerdings ist auch in der von der Deutschen Bischofskonferenz approbierten Übersetzung eine wichtige Bestimmung wohl nicht ohne Tendenz fehlübersetzt: „linguae latinae usus ... servetur" heißt nicht: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache ... soll erhalten bleiben" sondern: „ist beizubehalten". Es handelt sich nicht um eine Sollvorschrift (oder grundsätzliche Zulässigkeit), sondern eine Mußvorschrift. Dazu G. May, *Der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie nach der Konst. des 2. Vatikan. Konzils über die hl. Liturgie*, S. 5.

[24] Vgl. Festum BMV de Monte Carmelo, Coll. (MR 578, M 722); s. Georgius, 23. 4. (M 542, M 660); s. Pancratius, 12. 5. (MR 549, M 673); s. Laurentius, 10. 8., Super obl. (MR 590, M 743). Recht frei wiedergegeben z. B. auch: s. Matthaeus, 21. 9., Coll. (MR 613, M 781); s. Theresia de Avila, 15. 10., Coll., Super obl. (MR 624—625, M 805); s. Hedwig, 16. 10. (MR 625, M 806); s. Nicolaus, 6. 6., Coll. (MR 648, M 858); 1. 11., Post comm.: „adorare" wird mit „ehren" wiedergegeben (MR 634, M 824); 2. 11., n. 3, Post comm. (MR 638, M 827); Commune dedic. eccl., anniv. A, Post comm. (MR 667, M 882). Manche frei erweiternden Attribute sind keineswegs nötig: s. Johannes Bapt. de la Salle, 7. 4., ein Erzieher „voll schöpferischen Geistes" (MR 541, M 655); 28. 8. s. Bernard, Super obl. (MR 598, M 754).

[25] Z. B. Hl. Raymund v. Peñaforte, 7. 1., Coll. (MR 515, M 607); Hl. Cyrill v. Alexandrien, 27. 6., Coll. (MR 567, M 703); Hll. Cyrill u. Methodius, 14. 2., Coll. (MR 529, M 631).

[26] 2. 1., S. Basilius, Coll. (MR 515, M 605); 17. 1., S. Antonius, Coll. (MR 516, M 609); 24. 1., Hl. Franz von Sales, Coll. (MR 518, M 613); 25. 1., Fest der Bekehrung des hl. Paulus, Super obl. (MR 520, M 615); 26.—28. 1., Coll. (MR 520—21, M 616—17); 2. 2., Präsentatio Domini, obl. (MR 525, M 623); Post comm. (MR 526, M 625); 5. 2., S. Agatha, Coll. (MR 527, M 627); 6. 2., s. Paulus Miki, Coll. (MR 527, M 628); 30. 6., Ss. protomartyri Romani, Coll. (MR 573, M 710); 3. 7., s. Thomas Ap., Post comm. (MR 574, M 713); 31. 7., s. Ignatius, Coll.-Post comm. (MR 584, M 732); 3. 9., s. Gregor, Coll.-Post comm. (MR 606, M 765—766).

[27] 21. 1., s. Agnes, Coll. (MR 518, M 612); 15. 7., s. Bonaventura, Coll. (MR 578, M 722); 27. 8., s. Monica, Coll. (MR 603, M 761): Für „Deus, maerentium consolator" steht „allmächtiger Gott" ...

„Leben“[28], „Wirken“[29], „Vorbild“[30], „Beispiel“[31], „Ansporn“ wiedergibt oder meistens überhaupt tilgt[32], von Ausnahmen allerdings abgesehen.[33] Dasselbe gilt von ähnlichen Begriffen, die den Gedanken übernatürlichen Lohnes zum Ausdruck bringen.[34] Aber wenn man die „praeclara merita“ als „große Taten“ versteht[35], verkennt man leicht, daß auch die größten Taten durchaus „unnütz“ sein können, wenn die übernatürliche Liebe fehlt (1. Kor. 13). Tatsächlich können wir die Heiligen ja nur verehren, insofern sie Ausstrahlungen und Abglanz des göttlichen Wirkens darstellen. Verdienste der Heiligen verstehen sich im kirchlichen Sprachgebrauch als begrifflich notwendig mit dem übernatürlichen Gnadenleben und besonderen Verheißungen Gottes verknüpft, nicht nur als „Taten“. Auch ein vorbildliches Leben begründet nicht schon als solches eine wirksame Fürsprache bzw. Gnadenvermittlung; diese wird erst möglich durch eine frei geschenkte Konsequenz derjenigen Handlungen, welche in der heiligmachenden Gnade geschehen und von der Kraft des Erlöserleidens Jesu getragen sind, eben durch die von Gott angerechneten Verdienste. Statt „Glorie im Himmel“ steht im neuen deutschen Text manchmal einfach „Vollendung“[36]; oder „ewige Glorie“ wird als „ewiger Ruhm“ gedeutet.[37] „Caelum, caelestis“ wird selten mit „Himmel“ übersetzt[38]; wenn das Wort nicht ganz wegfällt[39], wird es mit dem keineswegs so eindeutig transzendenten

[28] Commune pastorum 3, Coll. (MR 694, M 918); Commune sanctorum 12, Coll. (MR 724, M 953); 14. 7., s. Camillus, Coll. (MR 577, M 721); 1. 10., s. Theresia ab infante Jesu, Super obl. (MR 619, M 798); Commune für Martyrer-Jungfrauen, Coll. (MR 690, M 913); 25. 5., s. Beda, Coll.: „meritis adiuvari“ wird: „sein Leben sei steter Ansporn“ (MR 551, M 676); 14. 10., s. Callistus, Coll. (MR 624, M 804); 11. 12., s. Damasus, Coll. (MR 655, M 864); Commune virginum 1, Super obl. (MR 708, M 934); 22. 6., s. Paulinus (MR 561, M 695: hl. Leben). Auch im Kanon I steht „ihr heiliges Leben und Sterben“ für „merita“.

[29] 20. 5., s. Bernhardin, Coll. (MR 551, M 675).

[30] 8. 8., s. Dominicus, Coll. (MR 589, M 742).

[31] 25. 5., s. Beda, Coll. (MR 551, M 676).

[32] Commune martyrum 4, Coll. 2 (MR 681, M 901); 5. 2., s. Agatha, Coll. (MR 527, M 627); 17. 3., s. Patrick, Coll. (MR 533, M 644); 18. 5., s. Johannes I (MR 551, M 674); 21. 6., s. Aloisius, Coll. (MR 561, M 694); 22. 6., s. Paulinus, Coll. (MR 561, M 695). Am 15. August, dem Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, wird das „mereri“ der Orationen in der Vorabendmesse und in der Festmesse nicht übersetzt; scheint also als reines Füllwort oder Stilmittel des Cursus der lateinischen Sprache aufgefaßt zu sein. (MR 595, M 747 f.). Eine derartige Interpretation ist aber gerade hier sehr fragwürdig. Vgl. auch 26. 1., s. Timotheus, Coll. (MR 520, M 616).

[33] 1. 11., Allerheiligen, Coll. (MR 633, M 821); 2. 4., Franz von Paola (MR 540, M 653). Diese Ausnahmen genügen aber nicht zum Beweis dafür, daß die schon gegenüber den Studientexten vorgebrachte Kritik ernstlich verarbeitet und nicht nur taktisch beachtet worden ist. Vgl. J. Beumer, *Meritum und mereri in der neuen deutschsprachigen Wiedergabe der Meßtexte*, Anzeiger f. d. kath. Geistl. 83 (1974) 78—80.

[34] 24. 4., Hl. Fidelis von Sigmaringen, Coll. (MR 542, M 660).

[35] 12. 12., Joh. Franziska v. Chantal (MR 655, M 865).

[36] **24. 1., Hl. Franz von Sales, Post comm. (MR 519, M 614);** am 2. 4., hl. Franz v. Paola, ist das Wort ‚gloria‘ fortgefallen (MR 540, M 653).

[37] 26. 1., Hll. Cosmas u. Damian, Coll. (MR 614, M 790).

Terminus „dein Frieden“[40] oder „Herrlichkeit“[41] umschrieben. Der Übersetzer scheut nicht nur öfter Ausdrücke wie Selbstverleugnung[42], Weltverachtung[43], humilitas[44], pius[45], pietas, sondern streicht auch die Bezeichnungen „presbyter“ oder „sacerdos“[46]; dasselbe gilt oft von Begriffen wie Gnade[47], Bekehrung[48], Majestät[49], servitus[50].

[38] 4. 4., S. Isidor, Coll.: „Caelestes disciplinae“ wird zur „überlieferten Wahrheit“ (MR 540, M 654); 23. 7., S. Brigitta, Coll.: Die „secreta caelestia“ sind wiedergegeben als „Reichtum deines Erbarmens“ (MR 580, M 726); 18. 10., S. Lukas, Super obl. (MR 627, M 813); 25. 5., Maria Magdalena de Pazzi, Coll.: „dona caelestia“ = „deine Liebe“ (MR 552, M 677), = „Gnade“ (21. 6., S. Aloisius, Coll.; MR 561, M 694; im Vorentwurf: „alles Gute“).

[39] 26. 5., Hl. Philipp Neri, Post comm. (MR 553, M 678); 29. 7., S. Martha, Coll. (MR 582, M 729); 21. 6., S. Aloisius, Coll. (MR 561, M 694); 1. 8., Hl. Alfons von Liguori, Super obl. (MR 585, M 734); Commune für mehrere heilige Seelsorger, Post comm. (MR 698, M 922); 1. 5., S. Josef, Post comm. (MR 547, M 667); 24. 6., S. Johannes bapt., in die, Post comm. (MR 567, M 702); 15. 8., Assumptio BMV, Post comm. in vigilia (MR 595, M 748); 21. 8., S. Pius X, Coll. (MR 599, M 755); 24. 6., S. Joh. Bapt., in die, Post comm. (MR 567, M 702).

[40] Präfation von Weihnachten II (MR 396, M 366—367).

[41] 5. 4., Hl. Vinzenz Ferrer, Coll. (MR 540, M 654).

[42] 17. 1., S. Antonius, Coll. (MR 516, M 609); 28. 9., Hl. Wenzel, Coll. (MR 616, M 793); 29. 12., Hl. Thomas Becket, Coll. (MR 661, M 873).

[43] 9. 10., S. Dionysius, Coll. (MR 623, M 803).

[44] 16. 10., Hl. Hedwig, Coll. (MR 625, M 806); 3. 11., Hl. Martin von Porres, Coll.: „humilitas“ wird hier zu: „Armut“ (MR 638, M 829); Commune sanctorum 2, Super obl. (MR 714, M 941).

[45] 8. 8., S. Dominicus, Coll. (MR 589, M 742); 19. 3., S. Josef, Obl. (MR 537, M 646); die Streichung betrifft nicht nur eventuell vertretbare Einzelfälle, z. B. 27. 8., s. Monica, Coll. (MR 603, M 761).

[46] 5. 4., Hl. Vinzenz Ferrer, Coll. (MR 540, M 654); 14. 7., Hl. Camillus von Lellis, Coll. (MR 577, M 721); 25. 8., Hl. Josef von Calasanz, Coll. (MR 602, M 760); 9. 10., Hl. Johannes Leonardi, Coll. (MR 624, M 804); 19. 10., Hl. Paul vom Kreuz, Coll. (MR 628, M 815); 14. 12., Hl. Johannes vom Kreuz, Coll. (MR 656, M 867); 23. 12., Hl. Johannes von Krakau, Coll. (MR 657, M 868); 27. 4. (21. 12.), Hl. Petrus Canisius (MR 657, M 662).

[47] 13. 7., Hl. Heinrich II., Coll. (MR 577, M 720); 14. 7., Hl. Camillus von Lellis, Coll. (MR 577, M 721): „gratia caritatis“ wird „Liebe“. 26. 7., Hll. Joachim und Anna, Coll. (MR 581, M 728): „gratiam contulisti“ wird zu: „Du hast erwählt“. 8. 8., Hl. Dominicus, Super obl. (MR 589, M 742); 25. 4., Hl. Markus, Coll. (MR 543, M 661); Hl. Joh. d. Täufer, in die, Coll. (MR 566, M 698); 6. 7., Hl. Maria Goretti (MR 576, M 716); Com. martyrum 4 Coll. 2 (MR 681, M 901): „munus gratiae“ wird mit „Liebe“ wiedergegeben.

[48] 11. 6., Hl. Barnabas, Coll. (MR 559, M 690).

[49] 2. 2., Darstellung des Herrn, Coll. (MR 525, M 622); 29. 7., Hl. Martha, Super obl. (MR 582, M 730); Commune sanctorum 4, Super obl. (MR 716, M 943); Präfation vom 5. Fastensonntag (MR 217, M 126—127); Commune pastorum 5, Super obl. (MR 696, M 920); 1. 5., Hl. Josef, Super obl. (MR 546, M 666); 31. 5. (2. 7.), Mariae Heimsuchung, Super obl. (MR 554, M 711); 20. 8., Hl. Bernhard, Super obl. (MR 598, M 754); 30. 9., Hl. Hieronymus, Super obl. (MR 617, M 796); 1. 10., Theresia v. Kinde Jesu, Super obl. (MR 619, M 798); 15. 10., Theresia v. Avila, Super obl. (MR 625, M 805); 30. 11., Andreas, Coll. (MR 646, M 852); Commune martyrum 6, Super obl. 2 (MR 684, M 905).

[50] 24. 6., Vigil des hl. Johannes, Super obl. (MR 563, M 697); 3. 7., Thomas, Super obl. (MR 574, M 713); Hl. Fabian, 20. 1., Coll. (trotz starker Texterweiterungen ist „dignoque servitio“ nicht übersetzt (MR 517, M 610); 10. 8., Hl. Laurentius, Post comm. (MR 590, M 744); 17. 1., Hl. Antonius, Super obl. (MR 516, M 609). Ebenso wird „famulus“ getilgt: 5. 8., Kirchweihe von Sta. Maria Maggiore, Coll. (MR 586, M 736); 8. 9., Mariä Geburt, Coll. (MR 607, M 767).

„Gratia tua" wird zu: „unsere Hoffnung", „Werk Deiner Gnade"[51]; „redemptio aeterna" wird zu „Vollendung"[52]; die Worte „sacra mysteria" werden abgeblaßt zu „die empfangenen Gaben"[53] oder „Feier"[54]. Mögen diese freien Übersetzungen auch im Einzelfall angehen — die große Zahl der Änderungen erweist eine deutliche Tendenz zur willkürlichen Auslegung.

So sind theologische Aussagen, die ohne Zweifel nur das übernatürliche Gnadenleben oder das Jenseits betreffen, in der deutschen Übersetzung nicht selten ersetzt durch verallgemeinernde oder unbestimmte Ausdrücke mit bloß naturalistischer oder immanentistischer Bedeutung.[55] Z. B. wird aus der Bitte, daß die Heiligen um unser Heil besorgt sein mögen, die Bitte, daß sie uns nahe bleiben[56]; oder der Gegensatz „irdisch-himmlisch" wird mit „alt-neu" wiedergegeben.[57]

Fast immer sind „concede propitius", „da nobis" oder „praesta nobis" als eine Art nichtssagendes Füllwort verstanden und dann wiedergegeben mit: „Hilf uns", „komm uns zu Hilfe"; man sucht vergeblich die Bedeutung von „gib uns", „verleihe uns", „ermögliche uns".[58] Wird damit nicht das

[51] 2. 2., Darstellung des Herrn, Post comm. (MR 526, M 625).

[52] Commune sanctorum 1, Post comm. (MR 714, M 940).

[53] Commune martyrum 6, Post Communionem (MR 684, M 905); ähnlich im Commune martyrum 7, Post comm. (MR 685, M 907).

[54] 27. 12., Johannes Ev., Post comm. (MR 660, M 871).

[55] Von der hl. Maria Magdalena von Pazzi (25. 5.) heißt es u. a., daß sie sich im Dienst an den Menschen verzehrte; dies fehlt völlig im lateinischen Text und erweckt falsche Vorstellungen von ihrer Biographie (MR 552, M 677); 28. 8., s. Augustinus, Coll. (MR 603, M 762); („Supernus amor" ist einfach „Liebe"); 8. 9., Mariä Geburt, Coll. („incrementum pacis famulorum" wurde verstanden als Mehrung des Friedens auf Erden: MR 607, M 767); 4. 10., Hl. Franz von Assisi, Post comm.: Sorge für das übernatürliche Heil wird als Dienst an der Freude der Brüder verstanden (MR 621, M 800); im Tagesgebet der 2. Messe für hl. Kirchenlehrer wird die erbetene „caelestis doctrina" als Bitte um Einsicht verstanden (MR 706, M 933).

Das Tagesgebet vom Fest des hl. Sebastian (20. 1.) erbittet die (eingegossene) Geistesgabe der Stärke; die „beispielhafte Standhaftigkeit" des deutschen Textes dagegen erlaubt naturalistische und allgemein humanistische Interpretationen (MR 517, M 610). Beim Tagesgebet des Festes der hll. Joachim und Anna (26. 7.) wurde „gratiam contulisti" übersetzt mit „Du hast erwählt" (MR 581, M 728). Auch die „sacra doctrina" am Fest des hl. Thomas von Aquin (28. 1.) ist schlecht wiedergegeben mit: „deine Wahrheit"; denn sie meint Glaubensverständnis, Offenbarungswahrheit bzw. Theologie (MR 521, M 617). Vgl. Anm. 18, 13—16, 47.

[56] 1. 11., Allerheiligen, Super obl. (MR 633, M 821).

[57] Commune virginum 2, Super obl. (MR 709, M 935).

[58] Vgl. 2. 1., s. Basilius, Coll. (MR 515, M 605); 17. 1., s. Antonius, Coll. (MR 516, M 609); 21. 1., s. Agnes, Coll. (MR 518, M 612); 24. 1., Hl. Franz von Sales, Coll. (MR 518, M 613); 24. 1., Post comm. (MR 519, M 614); 28. 1., Hl. Thomas von Aquin, Coll. (MR 521, M 617); 17. 3., s. Patrick (MR 533, M 644); 13. 4., s. Martin I, Coll. (MR 541, M 656); 2. 5., s. Athanasius, Coll. (MR 547, M 668); 22. 6. Hl. John Fisher (MR 562, M 696); 6. 7., Hl. Maria Goretti, Coll. (MR 576, M 716); 4. 8., Hl. Pfarrer von Ars, Coll. (MR 586, M 735); 6. 8., Verklärung, Coll. (MR 587, M 737); 7. 8., Hl. Cajetan, Coll. (MR 588, M 741); 21. 8., Hl. Pius X., Coll. (MR 599, M 755); 15. 9., Schmerzhafte Muttergottes, Coll. (MR 611, M 775); die Übersetzung unterschlägt auch die ekklesiologische Inten-

Mißverständnis nahegelegt, Gott sei nicht Allein- oder Hauptursache, sondern vielleicht nur Hilfs- oder Zweitursache? Wird nicht so der Irrtum gefördert, das göttliche Wirken ergänze, erleichtere oder stütze nur unsere natürlichen Möglichkeiten (wie ein Anlasser oder Hilfsaggregat den Motor), anstatt zum Ausdruck zu bringen, daß er ganz neue übernatürliche Gnadengaben eingießen kann? Hat also nicht die Übersetzung im Gegensatz zum Original eine pelagianische Schlagseite? Dabei wird schließlich die übernatürliche Heilsgnade (gratia elevans) als bloße natürliche heilende und helfende Gnade (gratia sanans, cooperans) interpretiert. Manchmal versteht der Übersetzer wohl auch die heiligmachende Gnade oder die eingegossenen Geistesgaben als anregende Gnade (gratia excitans) oder als aktuelle Gnade (gratia actualis); z. B. heißt bei ihm „Da, quaesumus": „dränge uns"[59]; oder „ei dedisti" (du hast ihm gegeben) wird zu: „du hast ihn gedrängt"[60]. Eine moderne Übersetzung darf aber nicht immer wieder daran vorbeigehen, daß die Theologie seit Jahrhunderten genauer zu unterscheiden weiß zwischen natürlichem und übernatürlichem Bereich (was natürlich keineswegs Trennen bedeutet) sowie zwischen Heilshilfen und Heilsgaben.

Die Übersetzung ersetzt das Gebet um Zuwendung der Opferwirkung manchmal durch die Annahmebitte.[61] Warum wird eigentlich so oft die Instrumentalursächlichkeit des Opfers ignoriert?[62] Überhaupt scheint die Kategorie der instrumentalen Kausalität dem Übersetzer unsympathisch zu sein.[63] Die Übersetzung von „offerimus" mit „wir brin-

tion; 19. 10., Hl. Paul vom Kreuz, Coll. (MR 628, M 815); missa pro religiosis 7, Coll. (MR 719, M 946); Mariae Heimsuchung, 31. 5. (2. 7.), Coll. (MR 554, M 711).

Am Fest der hl. Agatha (5. 2.): „Hilf uns, in aller Bedrängnis auszuharren" statt: Schenke uns auf ihre Fürbitte Deine Verzeihung (MR 527, M 627).

[59] 8. 3., Hl. Johannes von Gott, Coll. (MR 533, M 641).

[60] 21. 4., Hl. Anselm, Coll. (MR 542, M 658).

[61] Commune virginum, Super obl. (MR 709, M 935); Commune pastorum 8, Super obl. (MR 700, M 924); 28. 6., s. Irenäus, Super obl. (MR 568, M 704): „gloriam tibi conferat sacrificium" = „Nimm zu Deinem Lobe an"; 30. 11., s. Andreas, Super obl. (MR 646, M 853).

[62] 25. 3., Mariä Verkündigung, Post comm. (MR 538, M 652); [11. 6., s. Barnabas, obl. (MR 559, M 690)]; 30. 11., s. Andreas, obl. (MR 646, M 853); Commune sanctorum 4, Super obl. (MR 716, M 943); Commune sanctorum 6, Super obl. (MR 718, M 945); 31. 5. (2. 7.), Mariae Heimsuchung, Super obl. (MR 554, M 711): Einführung einer zweifachen Intention; 24. 6., Joh. bapt., in die, Post comm.: Im lateinischen Text ist Ausgangspunkt der Bitte nicht die Einladung zum Mahl, sondern die Stärkung durch das Mahl; der Geburt des Täufers wird nicht das ewige Leben, sondern die Wiedergeburt gegenübergestellt (MR 567, M 702).

[63] Am 22. 2., Fest d. Cathedra Petri, obl. (MR 530, M 634) müßte die Instrumentalursächlichkeit des Hirtenamtes deutlicher ausgedrückt werden. Die Bedeutung der Verdienste der Heiligen wird oft verkannt (vgl. Anm. 20; 13. 8., Hl. Pontianus, Coll. (MR 591, M 745). Am 25. 3. (Annuntiatio Dni., Post comm.) wird durch die Einführung einer doppelten Gebetsintention die heilsmittlerische Kausalität des Auferstehungsmysteriums ungenügend ausgedrückt (MR 539, M 652).

gen vor Dein Angesicht" (statt: opfern) taucht gelegentlich wieder auf[64], obwohl sie schon vor Jahren z. B. von J. A. Jungmann, J. Beumer mit guten Gründen verworfen worden ist. Die Heiligen sind an der Vermittlung der Gnade beteiligt; sie gehen uns nicht nur voran in der Gemeinschaft mit Christus.[65] Diese Vermittlung ist nicht mit dem bloßen Wort Fürsprache erklärt; erst die Verdienste ermöglichen die Fürbitte und bestimmen deren Wirksamkeit. Die Übersetzung streicht manchmal diesen Gedanken und versteht meritum und intercessio als Synonyma.[66]

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Betrachtet man die vorliegenden deutschen Texte für sich allein, so stehen sie wohl kaum irgendwo in direktem und unmittelbarem Widerspruch zu irgendeinem Dogma. Dennoch hat sich gezeigt, daß der Text erstaunlich viele freie Erweiterungen und W i l l k ü r l i c h k e i t e n, ja auch einschneidende Veränderungen und V e r d ü n n u n g e n gegenüber dem lateinischen Original aufweist. Manchmal gibt er die zugrundeliegende Glaubenslehre verkürzt und nicht in ihrem ganzen theologischen Reichtum wieder. Die Umbiegung und Verfälschung der ursprünglichen Intention läßt nicht selten sogar auf schwerwiegende theologische I r r t ü m e r bei den Übersetzern schließen. Denn pastoral wichtige und im Originaltext klar ausgesprochene Glaubenswirklichkeiten bleiben in der deutschen Übersetzung manchmal ganz unberücksichtigt; dafür werden dann ganz neue Akzente gesetzt. Was für Gründe auch immer zu diesen offensichtlich fehlerhaften und schlechten Wiedergaben geführt haben mögen — auf jeden Fall sind die Folgen schwerwiegend. Denn in der Praxis bedeuten theologische Auslassungen allzuleicht dasselbe wie Ablehnung oder Leugnung. Auch ein Verschweigen kann wesentliche Änderungen des Glaubensbewußtseins einleiten. Auffällig ist besonders die schiefe Darstellung der kirchlichen Lehre über das Verhältnis von göttlichem Gnadenwirken und menschlichem Tun sowie die Abschwächung der anbetenden Ehrfurchtshaltung.

Zu bedenken ist auch noch: Die vorliegende „Übersetzung" hat sehr viel Arbeitskraft und Geld gekostet. Kann man sie wenigstens in einer Neuauflage mit einigen relativ geringfügigen Korrekturen bzw. „modi" in Ordnung bringen? Entfernt sie sich nicht in zu vielen Fällen ohne jeden Grund allzuweit vom Original? Haben nicht die theologischen Irrtümer des Übersetzers in der Gnadenlehre, sein betonter Abstand von Zentral-

[64] 11. 11., s. Martin, Super obl. (MR 640, M 838); Commune pastorum 8, Super obl. (MR 700, M 924).

[65] Diesen Sinn verfehlt die Wiedergabe „auch uns"; 3. 5., Hll. Philippus und Jakobus, Coll. (MR 548, M 669).

[66] 21. 6., Hl. Aloisius, Coll. (MR 561, M 694); Commune martyrum 4, Coll. 2 (MR 681, M 901).

begriffen des Glaubens und seine oft subjektiven Interpretationen die Intentionen des Originaltextes manchmal völlig verbogen?

Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß bei aller Selbstüberschätzung und einseitigem Rationalismus auch in unseren Gegenden Kritiklosigkeit, ja Aberglaube kaum seltener sind als in „unaufgeklärten" Zeiten. Auch maßgebende Persönlichkeiten sind nicht frei davon. Eine besonders eigenartige Blüte des Aberglaubens scheint die Überzeugung zu sein, eine Mahlzeit müsse um so besser werden, je länger und mit je mehr Köchen daran gekocht wird; oder ein Auto werde um so besser gewartet, je länger es in der Werkstatt stehe und je mehr Lehrlinge es begutachten, oder ein Beschluß sei um so nützlicher, je mehr Zeit möglichst viele Kommissionen damit verbracht haben. Verlagspropaganda und Selbstlob der Verfasser servieren uns jedenfalls bei den allerneuesten Geistesprodukten immer wieder ähnliche Behauptungen aus dem Geist des Gremienfetischismus. Keineswegs sieht es hier anders aus bei unseren liturgischen Neuübersetzungen, die jedenfalls in finanzieller Hinsicht ein großer Erfolg für Verleger und Autoren geworden sind und ein noch größerer zu werden versprechen. Immer wieder weist man auf die Dauer der Arbeit und die Zahl der Mitarbeiter hin. Allerdings mußte ja gerade jetzt erst die Bischofskonferenz die Unbekömmlichkeit einiger teurer Zutaten konstatieren. Die Ausgaben dürften bereits in die Millionen gegangen sein. Des großen Aufwandes wegen will man nun aber nicht mehr viel weiter reparieren oder gar neu anfangen. Was für Unkosten wird jetzt die Neuanschaffung revidierter Texte z. B. Ordensleuten verursachen? (Das vollständige neue deutsche Brevier ist auf ca. DM 700,— zu veranschlagen.) Wie verhält man sich bei vergleichbaren Fällen in Industrie und Wirtschaft? Hätte man die Verantwortlichen für einen so immensen vergeblichen Zeitaufwand in Organisation, Planung und Durchführung, für sagenhafte unnötige Kosten beim „Verbraucher" und für kaum begründete Profite auf der anderen Seite nicht längst in die Wüste geschickt? Wie sieht es mit Sorgfalt, Planung und Haftpflicht bei der Herstellung von Flugzeugen, Autos oder auch einfachen Gebrauchsgütern aus? Sollte man auf ähnliche Maßstäbe im kirchlichen Leben unseres Landes weitgehend verzichten? Der Kirchensteuerzahler dürfte heute das Recht haben, Genaueres darüber zu erfahren, wer für die verschiedenen liturgischen Investitionsruinen verantwortlich ist.

Gewiß sind gegenüber den Vorentwürfen und den Studientexten viele wichtige Korrekturen festzustellen. Gleichwohl bleibt das Ergebnis unbefriedigend; es fehlte wohl nicht an persönlichen Rücksichtnahmen und peinlichen Kompromissen. Auch scheint man die vielen vorgebrachten Einwände oft nur zur Kenntnis genommen, sich aber nicht genug damit auseinander-

gesetzt zu haben. Die verbreitete Unzuverlässigkeit sowie dogmatische Verschwommenheiten und Abschwächungen beeinträchtigen dann auch die Freude an einer gelegentlich vielleicht einmal gut gelungenen Wiedergabe. Das Urteil über die deutschen Texte der Heiligenorationen kann nicht günstiger ausfallen als dasjenige über die Übersetzung anderer liturgischer Texte. Weitere geringfügige Änderungen werden hier nicht viel ausrichten. Zu wünschen wäre ein Neuanfang, zumal dann auch einige lateinische Texte revidiert werden könnten. Erneuerte Liturgie muß aus einer erneuerten Spiritualität herauswachsen, sie erfordert eine besondere Glaubenstiefe und heilige Begeisterung. Daher bleibt die ernste Frage, ob dafür bei uns wirklich schon ein genügend tragfähiges Fundament gegeben ist.

Gemeindeversammlung oder Gottesdienst?

Von Klaus Gamber

Wir leben heute in einer Gesellschaft, in der die Achtung vor jeder Autorität, der göttlichen wie der menschlichen, immer mehr schwindet, ja zum Teil systematisch untergraben wird, wo sich die Menschen auf ihre Freiheit berufen und ohne Zwang nur das zu tun bereit sind, was ihnen Spaß macht.

Dementsprechend ist auch die moderne Theologie nicht so sehr die Lehre von Gott und unseren Pflichten, sondern eher „die Lehre vom Menschen, den glücklich zu machen höchste und primäre Aufgabe Gottes ist". Wenn heute demnach das Verhältnis der Menschen zu Gott gestört ist, wenn sie nur mehr Glück und Freude suchen, wie sollte es da zu einem rechten Liturgieverständnis kommen?

Altes und neues Liturgieverständnis

Früher galt die Anbetung und Verherrlichung des Schöpfers sowie der Dank für die Erlösung und Berufung in das himmlische Reich als der Hauptinhalt des Gottesdienstes, die Messe als das Opfer, das die Kirche mit Christus diesem höchsten Herrn darbringt. Heute sieht man in der Liturgie eher eine Gemeindeversammlung, mit einem Angebot an den Menschen,

wie er Hilfe in seinen Ängsten und Nöten finden kann.[1] Die Messe wird als eine Mahlfeier betrachtet, bei der man sich der Gemeinschaft und der Geborgenheit in ihr bewußt werden möchte.

Folgerichtig wird auch das Gotteshaus nicht mehr als „Zelt Gottes unter den Menschen" (Offb. 21, 3) verstanden, sondern als Versammlungsort der Gemeinde, der sich kaum von weltlichen Gemeinschaftsräumen unterscheidet. Man begründet diese neue Haltung mit der unrichtigen Behauptung, es gäbe keine „sakralen Räume" im Gegensatz zur „profanen Welt".

In der Liturgie ist heute alles Kultische weithin ausgeschaltet: man vermißt die anbetenden Gesten der Priester und der Altardiener; nur selten noch steigen Weihrauchwolken als Zeichen der Verehrung und Anbetung zum Himmel auf; es fehlt in den meisten Fällen der Chor, der ein wesentliches Element jeder Kulthandlung darstellt. Es fehlt vor allem die Feierlichkeit; alles ist nüchtern geworden, genauso wie der Alltag des modernen Menschen. Es wird geredet und nochmals geredet...

Als entscheidend gilt, daß die Liturgie bei den Menschen „ankommt", wobei auf das aktive Mittun und nicht zuletzt auf das Mitgestalten der Gemeindemitglieder besonders Wert gelegt wird. Die Gläubigen sollen im Gottesdienst selbst „Aktivitäten entwickeln" und sich und ihre Probleme darstellen können. Man merkt leider nicht, wie die Kirchen dadurch immer leerer werden, da der Gottesdienstbesucher etwas ganz anderes erwartet: einen Gegenpol zur Unrast der Welt.

Liturgie: Dienst vor Gott

Die Begriffe „Liturgie", „Liturgiereform" und „Liturgiegestaltung" sind heute in aller Munde. Doch was heißt Liturgie? Vor etwa 50 Jahren hat Pius Parsch, der Gründer der volksliturgischen Bewegung, das griechische Wort „leitourgia" unrichtig mit „Dienst des Volkes" übersetzt und daraus die Notwendigkeit des aktiven Mittuns der Gläubigen abgeleitet.[2]

Man verstehe mich recht: Nichts gegen eine aktive Teilnahme des Volkes im Gottesdienst, wie sie auch vom Vaticanum II gewünscht wird[3]; doch darf das äußere Mittun allein nicht im Vordergrund stehen. Entscheidend ist und bleibt die innere Teilnahme jedes einzelnen, weshalb man auch den stillen Beter in der Ecke dulden sollte.

[1] Vgl. W. Siebel, Liturgie als Angebot (Berlin 1972).
[2] Vgl. P. Parsch, Volksliturgie. Ihr Sinn und Umfang (Klosterneuburg 1940), vor allem 94.
[3] Vgl. K. Gamber, Ritus modernus. Gesammelte Aufsätze zur Liturgiereform (Regensburg 1972) 44—49.

Im griechischen Alten und Neuen Testament — und davon muß man ausgehen — bedeutet „Liturgie" schlechthin „Dienst", und zwar vor allem im kultischen Sinn als Dienst vor Gott (Gottesdienst). So wird der Dienst der Engel im Himmel (Ps. 102, 21) und der Dienst der Priester im Tempel zu Jerusalem (1. Chr. 9, 13) — so der des Zacharias, des Vaters des Johannes d. T. (Luk. 1, 23) —, aber auch der Gottesdienst der Apostel (Apg. 13, 2) „Liturgie" genannt. Entsprechend heißen die Engel „Liturgen" (Hebr. 1, 7); vor allem aber wird Christus, der himmlische Hohepriester, als „Liturge" bezeichnet (Hebr. 8, 2).[4]

Irdische und himmlische Liturgie

Nach Auffassung der frühen Kirche verbinden sich bei der Feier der heiligen Geheimnisse Himmel und Erde, die irdische und die himmlische Liturgie. So schreibt Johannes Chrysostomus in seinem Büchlein über das Priestertum: „Zu dieser Stunde umringen selbst Engel den Priester; das ganze Heiligtum und der Raum um den Altar ist angefüllt mit himmlischen Heerscharen dem zu Ehren, der auf dem Altar liegt."[5]

Papst Gregor d. Gr. drückt dies wie folgt aus: „Wer von den Gläubigen möchte daran zweifeln, daß zur Stunde des Opfers auf das Wort des Priesters hin die Himmel sich auftun, daß bei jenem Mysterium die Chöre der Engel zugegen sind, daß Oben und Unten sich verbindet, Himmel und Erde sich vereinigt, Sichtbares und Unsichtbares eins wird?"[6]

Dasselbe meint der Hebräerbrief, wenn es hier heißt: „Ihr seid hinzugetreten zum Berge Sion und zur Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und zur Versammlung vieler Tausender von Engeln und zur Gemeinde der Erstgeborenen (12, 22)."

Der Glaube der frühen Kirche an die Gegenwart der himmlischen Gemeinde hat ihren sichtbaren Ausdruck in der malerischen Ausgestaltung des Altarraums — in der Ostkirche später auch in der Bilderwand — gefunden, wo die Bilder der Engel und Heiligen die Gläubigen an diese Mitfeier erinnern sollen.

[4] Vgl. Liturgisch Woordenboek II (Roermond 1965/68) 1573 f.
[5] Joh. Chrysostomus, De sacerd. VI, 4 (BKV IV, 227); ähnlich III, 4 (ebd. 140 f); vgl. A. Naegle, Die Eucharistielehre des hl. Johannes Chrysostomus (Freiburg 1900) 104 f
[6] Gregor, Dial. IV, 57—58 (BKV II, 271). Ähnlich sagt Ambrosius: „Möchte doch, wenn wir am Altar Weihrauch brennen, wenn wir das Opfer darbringen, der Engel auch uns zur Seite stehen und sichtbar sich darstellen! Denn du darfst nicht zweifeln, daß Engel zugegen sind, wenn Christus da ist, wenn Christus geopfert wird" (In Luc. I, 28).

Liturgie: das Opfer des Neuen Bundes

Die Meßliturgie ist nicht nur Dienst vor Gott, sie ist zugleich das Opfer des Neuen Bundes, das zur Verherrlichung des Namens Gottes, wie der Prophet Malachias geweissagt hat (1, 11), „vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang" von allen Völkern als „ein reines (Speise-)Opfer" dargebracht wird.

Als dieses vorausgesagte „reine Opfer" wurden von Anfang an in der Kirche die Gaben von Brot und Wein angesehen, die der Priester im Namen des Volkes und für die Anliegen des Volkes als ein sichtbares Zeichen des Dankes und der Hingabe jedes einzelnen dem himmlischen Vater darbringt, ähnlich wie dies im Alten Bund der Priester-König Melchisedech und dann Jesus im Abendmahlssaal getan hat.[7]

Im Opfergebet bittet der Priester, Gott möge die Gaben, die ihm aus seiner Schöpfung von der Kirche dargebracht werden, gnädig annehmen, damit sie zur geistigen Speise und zum heilbringenden Trank werden. Durch ihren Genuß sollen die Gläubigen aufs Innigste mit dem Leib und dem Blut Christi vereinigt werden.[8]

So empfangen wir den Leib, der für uns „dahingegeben wurde" (Luk. 22, 19), und trinken das Blut, das am Stamm des Kreuzes „für das Heil der Welt" (Joh. 6, 52) „vergossen wurde" (Mt. 26, 28) und nehmen dadurch teil am Opferleiden des Gottmenschen und erlangen „das ewige Leben" (Joh. 6, 54).

Bischof Ambrosius schreibt hinsichtlich des Opfers der Messe: „Wir sahen den höchsten Priester Christus zu uns kommen; wir sahen und hörten, wie er sein Blut für uns opfert. Wir Priester folgen nach, wie wir es können: daß wir das *Opfer für das Volk* darbringen. Obgleich wir an Verdienst arm sind, werden wir doch ehrwürdig durch das Opfer. Denn wenn man auch jetzt Christus nicht mehr opfern sieht, so wird er doch selbst auf Erden geopfert, wenn Christi Leib dargebracht wird. Ja er selbst opfert sichtbar durch uns, seine Diener, da sein Wort das Opfer heiligt, das dargebracht wird."[9]

Dieses heilige Geschehen vollzieht sich auf dem Altar. Der Apostel nennt diesen im Anschluß an den Opferaltar im Tempel zu Jerusalem (Mal. 1, 12) „Tisch des Herrn" und setzt ihn in Beziehung zu den heidnischen Opferaltären: „Ihr könnt nicht am Tisch des Herrn teilnehmen und am Tisch der Dämonen" (1. Kor. 10, 21). Dadurch ist deutlich ausgedrückt, daß Paulus

[7] Vgl. Irenäus, Adv. haer. 17,5—18,6 (BKV II, 53—59); Cyprian, Ep. 63,4 (BVK II, 257); vgl. K. Gamber, Brot und Wein — das Opfer der Kirche, in: Klerusblatt 55 (1975) 108 f.

[8] Vgl. Canon missae: die Gebete „Supra quae ..." und „Supplices te rogamus ...."

[9] In Ps. 38, n. 25.

in der Messe, der Feier des „Herrenmahls" (1. Kor. 11, 20), ein wirkliches Opfer sieht.

Liturgie: Opfer und Mahl

Luther hat den Opfercharakter der Messe bekanntlich geleugnet; er gab ihr deshalb den Namen „Abendmahl". Auch bei den modernen katholischen Theologen geht die Tendenz dahin, vor allem das Mahl zum Gedächtnis an Jesus und die Mahlgemeinschaft zu betonen, was durch die geänderte Stellung des Priesters am Altar „versus populum" zum Ausdruck gebracht werden soll.[10]

Doch wo steht, so fragt man sich, bei irgendeinem feierlichen Essen der Gastgeber allein am Tisch, während die Gäste abseits im Raum sitzen? Abgesehen davon entspricht dem Charakter der Messe als Kulthandlung allein die alte Ordnung, wie sie in den Kirchen des Ostens und des Westens zu allen Zeiten üblich war.

In der alten Ordnung wendet sich der Priester nur bei der Verkündigung des Wortes Gottes und bei der Kommunionspendung den Gläubigen zu, wenn er zum „Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes" (1. Kor. 4, 1) wird.[11] Der Mahlcharakter der Messe kommt allein bei der Kommunion zum Ausdruck. Hier wird der Altar — sonst Opferstätte — zum Mahltisch. An ihm haben in der frühen Kirche nicht nur die Priester, sondern auch die Gläubigen die Eucharistie empfangen.

Die Messe ist demnach mehr als eine Mahlfeier innerhalb einer Gemeindeversammlung zum Gedächtnis an den Menschen Jesus von Nazareth, auch mehr als das Erlebnis der Verbundenheit mit ihm und „seiner Sache". Sie ist kultischer Dienst vor Gott, ausgeführt von einem geweihten Priester, der im Namen Christi, des himmlischen Liturgen, handelt; sie wird mitvollzogen von den anwesenden Gläubigen, ja von der gesamten Kirche, der irdischen wie der himmlischen.

In katholischer Sicht sind Opfer und Mahl keine Gegensätze, vielmehr verschiedene Elemente der einen Opferfeier. Der Beziehungspunkt ist dabei allein Gott und der „Tisch des Herrn", der Altar, auf dem das Opfer vollzogen wird, — und nicht der Mensch, auch wenn dessen ewiges Heil dabei letztenendes bewirkt wird.

[10] Vgl. K. Gamber, Die Zelebration „versus populum" — eine Erfindung und Forderung Martin Luthers, in: Una-Voce-Korrespondenz 1 (1970/71) 102—108.
[11] Vgl. M. Metzger, La place des liturges à l'autel, in: Revue des sciences religieuses 45 (1971) 113—145.

Glaubensfragen

Von Louis Salleron

„Eine Licht-Taufe" nennt P. Bruckberger O.P. das jüngste Buch von Louis Salleron „... ce qu'est le Mystère à l'Intelligence — Propos sur la Foi" (Editions de Cèdre, Paris, 1977). Der Titel des Buches geht zurück auf ein Wort von Simone Weil: „Le Mal est à l'Amour ce qu'est le Mystère à l'Intelligence": Das Böse, das Übel ist für die Liebe das, was das Geheimnis für den Verstand ist. Wie der Untertitel besagt, geht es in dem Buch um Fragen des Glaubens. Nachstehend in deutscher Übersetzung einige Auszüge daraus:

Die *Messe* ist ein Opfer. Das Konzil von Trient bestätigt in diesem Punkt die Tradition. Doch man muß hier unterscheiden zwischen dem *ursprünglichen Abendmahl* und der *Messe*, die daraus hervorgegangen ist.

Das *Ursprungs-Abendmahl* wird von allen Christen als ein Opfer anerkannt. Ostern war ein Opfer, das Opfer des Bundes. Das Abendmahl findet statt, um Ostern zu feiern. Jesus setzt dabei das Opfer des neuen und ewigen Bundes als Weiterführung und Ersatz des alten ein. Das Abendmahl ist die Ankündigung und die Vorwegnahme des Kreuzesopfers. Es ist bereits dieses Opfer durch die *Absicht* Jesu, absolute und vollkommene Absicht, die der *Aktion* — der Passion — des folgenden Tages gleichkommt. Es ist sogar Opfer im bescheidensten Sinne des Wortes durch die Fußwaschung, die der Liebe zum Nächsten ihren vollständigen Sinn gibt, indem sie zeigt, daß das Opfer in den kleinen Dingen genauso liegt wie in den großen, daß eine *totale Hingabe* Fußwaschung und Kreuzestod umschließt und daß die Liebe zu Gott sich gesellschaftlich offenbart in der Liebe zum Nächsten.

Die Messe ist das bis an das Ende der Zeiten fortdauernde und vergegenwärtigte (représenté) Kreuzesopfer. Manche sehen eine Schwierigkeit in der Tatsache, daß das Kreuzesopfer am Karfreitag ein für allemal vollbracht wurde und das demnach nicht erneuert werden kann. Das heißt aber, die *zeitliche Wirklichkeit* verwechseln mit der *mystischen Realität*. Wenn man sich an die zeitliche Wirklichkeit klammert, dann ist auch das Abendmahl nicht das Kreuzesopfer, und die Worte „das ist mein Leib ..., das ist der Kelch meines Blutes ..." sind einfach nur Bilder, nur Symbole. Die Frage ist eben, ob die *Realität* gleichzusetzen ist mit dem Sichtbaren, dem Fühlbaren, dem „Phänomen", oder ob sie über diese hinausgeht. Nun behaupten heute sogar nicht einmal mehr die Wissenschaften, daß die Wirklichkeit sich mit dem „Phänomenalen" (= dem sich Zeigenden) identifiziert. Es

gibt im schlichten Wortsinn ein „Über-Phänomenales", ein „Übernatürliches", eine „Meta-physik". Das Christentum bekennt, daß die *absolute Realität* uns nur „erkennbar" bzw. „begreifbar" ist durch die Offenbarung. Sie ist eine *mystische Wirklichkeit,* die Gegenstand des Glaubens ist. Daß es einen Gott gibt in drei Personen, daß die zweite Person der Dreifaltigkeit in Jesus Fleisch wurde, daß Maria die Mutter Gottes ist usw. Das sind Wahrheiten, die der Ordnung der mystischen Realität angehören. Man glaubt daran oder nicht, aber weder die Wissenschaft noch die Vernunft dürfen Einspruch dagegen erheben, denn diese Wirklichkeit liegt außerhalb ihrer Bereiche. Die mystische Realität ist außerhalb von Zeit und Raum, in ihrem Wesen dem Phänomen fremd. Offenbart sie sich in der Ordnung des Geschaffenen, so hat sie einen doppelten Aspekt: Sie ist sie selber, und sie ist in das Geschaffene integriert entsprechend der Ordnung des Geschaffenen. Jesus Christus ist wahrer Gott, und er ist wahrer Mensch. Wenn wir die mystische Wirklichkeit nicht zugeben, so entbehrt diese Aussage des Sinnes. Genauso hat die Realpräsenz keinen Sinn, wenn wir die mystische Wirklichkeit nicht zugeben, und das Kreuzesopfer ist lediglich das Opfer in der Zeit eines zeitgebundenen Menschen. Erkennen wir dagegen die mystische Realität an, so gibt es im Kreuzesopfer eine in der Zeit einmalige, zeitliche Wirklichkeit, und eine ewige mystische Realität, welche die gleiche ist in ihrem zeitlichen Vollzug (Karfreitag), in ihrer Vorwegnahme (das Ursprungs-Abendmahl) und in ihrer Fortführung (die Messe). Ja, man muß sogar fragen, was das „Tut dies zu meinem Gedächtnis" bedeuten könnte, wäre es nur eine Aufforderung, das Abendmahl als Mahl nachzuvollziehen ohne das Zeichen, daß dieses Mahl für seine mystische Wirklichkeit setzte.

Bei der Messe gibt es durch das Mahl *Kommunion,* die sich durch den Genuß des Brotes und des Weines kundtut. Wir berühren hier einen weiteren Aspekt des Sakralen. Der vom Tod bedrohte Mensch strebt nach Überleben. Er erhält sein Leben durch die Nahrung. Er gibt es weiter durch die geschlechtliche Vereinigung. Er versucht, es in die Ewigkeit hinein zu verlängern, indem er das religiöse Opfer verbindet, sei es mit dem Verzehren der genießbaren Gaben, sei es mit der Ritualisierung sexueller Akte. Auch auf diesem Gebiet ist die Variationsbreite unbegrenzt. Bei vielen Opferriten spielt das Blut, das man als Lebenssubstanz betrachtet, eine große Rolle unter den verschiedensten Formen. Indem Jesus Christus das Brot und den Wein dazu nahm, um das Opfer als Kommunion zu vollenden, verknüpft er den neuen mit dem alten Bund, letzteren reinigend und umgestaltend. Das blutige Opfer ist nur noch sein eigenes, und unter den Gestalten elementarer Nahrung gibt er seinen Leib und sein Blut als Speise und Trank.

So gesellt er die Gesamtheit der Schöpfung seinem Opfer bei und läßt sie teilnehmen an seiner Erlösung, und dies innerhalb der Beziehung der geschaffenen Welt zum Menschen. Denn Brot und Wein, bevorzugte Nahrung des Menschen, sind auch die gemeinsame Frucht seiner Arbeit und der Erde.

Das vollkommene Opfer Christi ist Darbringung, Hinopferung und Kommunion. Die Messe ist für alle Zeiten dieses Opfer in seiner mystischen Realität.

✡

Ein Problem, das sich dem christlichen Glauben ständig stellt, ist die Kirche: „Jesus Christus ausgegossen und mitgeteilt" (Pascal), dabei aber eine mit Einrichtungen ausgestattete Gesellschaft. Als Gesellchaft gehorcht die Kirche den sozialen Gesetzlichkeiten. Sie unterliegt ihnen in der Kurve der Ungleichheit des Glaubens bei ihren Mitgliedern. Sie gehorcht ihnen in Gestalt der Spannungen und Widersprüche, die bestehen zwischen dem individuellen und dem sozialen Menschen, zwischen der Liebe und der Politik. In seinem Buch „L'ignorance étoilée" zitiert Gustave Thibon das wunderbare Wort Newmans: „Gott hat sich erniedrigt bis zur Kirche." Die Erniedrigung der persönlichen Inkarnation ließ Jesus außerhalb des Zugriffs der Sünde. Die Demütigung der kollektiven Inkarnation unterwirft ihn irgendwie der Sünde. Es ist normal, daß Satan am schwachen Punkt der Inkarnation ansetzt. Für den Christen aber liegt hier eine besondere Prüfung, die ihren Gipfelpunkt bei den Heiligen erreicht. Für die Kirche und durch die Kirche leiden. Der Kirche gehorchen und nicht gehorchen. Jeanne d'Arc und viele, viele andere. Das ist gewissermaßen die höchste Realität der menschlichen Situation, das sichtbare, fühlbare, greifbare Geheimnis. Die derzeitige Krise der Kirche erreicht unter diesem Gesichtspunkt eine Spitze in dem Sinne, daß sie kaum wahrgenommen wird. Nicht als bemerke man sie nicht in ihren spektakulären Äußerungen, aber man erkennt sie nicht in ihrem Zentrum. Daß alle französischen Bischöfe ausnahmslos den Neuen Katechismus bejahen, die falschen und häretischen Übersetzungen der Heiligen Schrift, die Definition der Messe (im neuen Sonntagsmissale) als ein einfaches Gedächtnis des einzigen Opfers Christi usw. Und daß sie allenfalls noch einige Energie aufbringen, um die Priester, die die traditionelle Messe lesen, zu verfolgen, beweist, wo wir stehen, und vor welche Probleme das Geheimnis der Kirche den Glauben stellt.

✡

Für den Katholiken, der sich auch nur ein klein wenig mit den Dingen des Glaubens befaßt, ist es seit dem 2. Vatikanum das Geheimnis der Kirche,

das ihm am meisten zu schaffen macht. Er hat den Eindruck, als verwerfe die Kirche heute alles, was sie von ihm zu glauben verlangt hatte, und zwinge ihn, an etwas anderes zu glauben, ja sogar an das Gegenteil. In bezug auf das Evangelium sind zwei Haltungen vorstellbar: Katholizismus und Protestantismus. Der Katholizismus behauptet, im Besitz der evangelischen Wahrheit zu sein. Der Protestantismus läßt jedem die Freiheit, sie zu finden. Die Zahl und die Verschiedenheit der protestantischen Credos entsprechen der Logik des Protestantismus, doch lassen sie Zweifel im Hinblick auf den Inhalt des christlichen Glaubens. Der unveränderliche Charakter des Katholizismus sollte Zeugnis ablegen für die Wahrheit des Christentums und die Wahrheit der Kirche zugleich, doch heute scheint der Katholizismus sich zu ändern. Dementsprechend stellt sich der Katholik Fragen sowohl bezüglich der Wahrheit der Kirche als auch des Christentums. Die entscheidende Frage ist, was die Kirche ist, also zu unterscheiden, was in ihr abhängig ist von der Zeit oder der Ewigkeit, vom Werden oder vom Sein. Die in dieser Hinsicht durch das Konzil aufgekommenen Zweifel berühren insbesondere die Sakramente, wenn man sie annimmt (und wieso sollte sie der Christ nicht annehmen?). Sind die Sakramente gültig außerhalb der Kirche? Oder ist die Kirche ihre alleinige Spenderin? Und wenn ja, worin besteht diese Vollmacht? Worin bestehen die Form, die Materie, das Dienstamt? Gleich befindet man sich mitten in der Theologie. Die Kirche unterscheidet je nach den Sakramenten, was normal erscheint. Das Sakrament der Priesterweihe kann nicht in der gleichen Weise gespendet werden wie das der Taufe. Wo aber schleichen sich die Unterschiede ein? Wenn jede Taufe gültig ist, wofern nur der Taufende, wer immer er auch sein mag, die Absicht hat, die christliche Taufe zu spenden, muß man dann aber zu der dem Evangelium entsprechenden Intention für das eine oder andere Sakrament auch noch die katholische Intention hinzufügen? Verwirklicht beim Priester, der die Konsekrationsworte spricht, diese Tatsache das Sakrament *ex opere operato*, gleichgültig ob der den Willen hat, zu tun, was die Kirche will? Muß man ferner unterscheiden zwischen dem, was die Kirche will und was Christus gewollt hat? Heute zelebrieren manche Priester „die Eucharistie" in der Absicht, das zu tun, was Christus gewollt hat, aber ohne die Intention, das zu tun, was die Kirche will, es sei denn, die Kirche lasse ihnen Freiheit in diesem Punkt. Ist diese Messe gültig? Wenn Basisgemeinschaften die Eucharistie ohne Mitwirkung eines Priesters feiern, sind sie sich ganz sicher, auf der Linie des Evangeliums zu liegen. Natürlich entfernt man sich vom Sakrament, doch es kann kein Zweifel bestehen darüber, daß der Liberalismus der Kirche seit dem Konzil alles in Zweifel zieht und zunächst die Kirche selbst, weil die Hierarchie den Liberalismus schützt, wenigstens durch ihre

Haltung, wenn nicht gar ausdrücklich. Zwischen der Kirche als Leitungsorgan und der Kirche als Hüterin des „Depositum Fidei" (des Glaubensgutes) fällt die Unterscheidung schwer; dies macht das Problem des „Glaubens"gehorsams recht dornenvoll.

Übersetzung: A. Schönberger

Hinduisierung des Katholizismus in Indien?

Von J. P. M. van der Ploeg O.P.

Anläßlich des „Weltmissionssonntages" brachte der „Rheinische Merkur" (Nr. 20, 1977) einen Artikel über zwei katholische „Ashrams" (Klöster, d. Übers.), die in Indien einen „Dialog" mit Hindus führen wollen. Darüber stand ein großes Foto mit einem halbnackten, bärtigen, langhaarigen Mann, mit einem Tuch über die Schultern, in Lotosstellung vor einem niedrigen Tischchen sitzend, darauf einige Bücher. Rechts hinter ihm war ein Jakobitenkreuz, wie man es in Südindien findet, darunter etwas, das auf dem Foto einem Götterbild in Lotosstellung ähnelte, mit einem Blumenkranz um den Hals (Buddha konnte es nicht sein; denn der wird von den Hindus nicht verehrt). Darunter stand auf deutsch: „Ein katholischer Mönch — die Kirche wird indischer."

Der Inhalt stimmt nicht mit der Unterschrift der Abbildung überein; denn es geht in dem Text nicht um das „Indisch"-Werden der Kirche, sondern um die Übernahme von *Hindu*-gebräuchen, -texten und -auffassungen. „Indien" ist eine Nation (oder will eine werden), indisch ist also mit „national" gleichzusetzen; aber der Hinduismus ist *zuerst* eine Religion, wenn auch die älteste und meist verbreitete in Indien. „Indisch" und „hinduistisch" gleichzusetzen, ist gefährlich; denn daraus würde folgen, daß jeder Moslem, Christ, Buddhist, Jaina usw. kein hundertprozentiger Inder wäre, also nicht ganz wäre, was er als guter Patriot sein müßte.

Der Text beginnt mit Ungenauigkeiten, die beweisen, daß der Autor des Artikels, Martin Kämpchen, sich in Kerala nicht gut auskennt. Dieser Teilstaat umfaßt beinahe 20 Millionen Einwohner, wovon fast 2 Mill. zum syro-malabarischen Ritus gehören, 1 100 000 zum „lateinischen", 220 000 zum syro-malankarischen Ritus und ungefähr 1 350 000 zu den nicht-katho-

lischen Christen. Dieses ergibt sich aus dem Annuario Pontificio 1977 und dem Oriente Cristiano von 1974. Man braucht diese Zahlen nicht allzu genau nehmen, aber sie lassen doch erkennen, wie sehr Kämpchen daneben tappt, wenn er sagt, daß die Mehrzahl der Bewohner von Kerala Christen seien. Auch irrt er, wenn er behauptet, daß diese alle Abkömmlinge von ältesten Christengemeinden wären, die der Lokaltradition zufolge vom hl. Apostel Thomas gegründet sein sollen. „Lateiner" gibt es erst seit dem 16. Jhrh., sie kommen zum Teil aus niedrigen Kasten von der Küste; der hl. Franz Xaver hat zahllose von ihnen getauft.

Der Schreiber hat seine Ideen hauptsächlich in zwei Mönchsniederlassungen erworben. Die erste ist 1956 im Bergland, in 1200 m Höhe, gegründet worden von einem belgischen Trappisten, P. François, und einem englischen Benediktiner, P. Beda Griffiths, einem Konvertiten, der u. a. bekannt geworden ist durch das Buch, das er über seine Bekehrung geschrieben hat. Das Ziel dieser beiden war, ein Mönchsleben auszubilden, wobei die Regel des hl. Benedikt der Lebensweise der indischen Asketen, der Sadhus und Sannyasins, angepaßt werden sollte. Als Liturgie wählte man die westsyrische der Diözese Tiruvalla, wo das Kloster gegründet worden war. Ich habe dort einmal einen Besuch von einigen Tagen gemacht. Was dabei u. a. auffiel, war, daß man die syrische liturgische Sprache nicht genügend beherrschte und darum einen Teil des Breviers auf englisch betete — eine in Indien viel gebrauchte, unentbehrliche, aber fremde Sprache.

Für die Mönche waren keine Tische, Stühle und Betten vorgesehen, sondern sie schliefen, aßen, beteten, saßen, meditierten auf dem Boden. Als ich den Ashram mit dem schönen Namen Kurisumala (= Kreuzberg) besuchte, waren dort nur drei Priestermönche und ein Dutzend andere. Mehr Niederlassungen gab es damals nicht. Den Lebensunterhalt erwarb man durch den Betrieb einer großen Farm mit Kühen, die aus England gekommen waren. Sie stachen durch ihre Gesundheit auffallend von ihren indischen Schwestern ab, die meist nur Haut und Knochen sind. Es gab da auch zwei mächtige Stiere, die für die künstliche Besamung — auch für die Kühe aus der Umgebung — gebraucht wurden. Der Obere, Father Francis, wie er damals genannt wurde, liebte offensichtlich den Bauernbetrieb.

Pater Beda Griffiths schien weniger für das Vieh übrig zu haben. Von Haus aus ein Intellektueller, widmete er sich dem Studium und ökumenischen Kontakten, vor allem mit den Jakobiten, die zahlreich in der Diözese sind. Er gab sogar geistliche Übungen in dem Seminar der Jakobiten in Kottayam, unterhalb des niederen Hügellandes.

Das Kloster zog offensichtlich viel mehr Besucher an als Mitglieder. In dieser Hinsicht schien die Gründung nicht besonders gelungen zu sein. Einer

der Gründe hierfür kann die Tatsache gewesen sein, daß die Regel des hl. Benedikt mit ihrer „stabilitas loci", welche die Mönche an *einen* Platz bindet, nicht sehr geeignet scheint, um mit den Formen des Hindu-Asketismus verbunden zu werden. Der Hindu-Asket: Sadhu oder Sannyasin, will nirgendwo einen festen Wohnsitz haben; er zieht dürftig bekleidet, barfuß, mit Bettelnapf und Stab durch das Land, auf seinem Körper das Zeichen des Gottes gemalt, den er besonders verehrt; er bleibt nirgends länger als einige Tage.

Der Buddhismus, im Nordosten Indiens entstanden, hat schon frühzeitig Klöster gekannt, und auch die Hindu-Mönche der Ramakrishna-Bewegung, die viel Christliches nachgeahmt haben, wohnen in Gemeinschaftshäusern. Darum kann das Wanderideal des Sadhus nicht der Hauptgrund dafür gewesen sein, daß sich nur wenige in dem Ashram vom Kreuzberg aufnehmen ließen. Eher scheint dies der Tatsache zuzuschreiben zu sein, daß das Sadhu-Ideal und die Hindu-Askese den Christen von Indien fremd sind, und das Leben in dem neuen Ashram hart und mühevoll ist. Allzeit auf dem Boden sitzen, liegen usw. gehört zu einer kulturellen Entwicklungsstufe, an der die Armut den größten Anteil hat. Kein Inder, der es sich erlauben kann, versagt sich den verhältnismäßigen Luxus von Tisch, Bett und Stühlen. Viele scheinen gespürt zu haben, daß der Verzicht hierauf ein unnötiges Zurückdrehen der Zivilisationsuhr ist.

Nach dem 2. Vatikanischen Konzil ist es in der Lebensweise der Mönche auf dem Berg zu Veränderungen gekommen. Aber schon 1960 bekam Father Francis, der sich nun Francis Acharya nennt — wenn er nicht noch den schöneren Namen Abhishiktananda trägt; Acharya (sprich: Atscharja) = ein hochgestellter geistlicher Lehrer —, Bescheid von Rom, daß seine Klostergründung sich nicht mehr dem Zisterzienserorden zugehörig betrachten dürfe, sondern daß sie eine eigene Regel aufstellen müsse, die inspiriert sein müßte von den Regeln und der Lebensweise der alten Mönche des christlichen Ostens. Dabei ist es nicht geblieben. Vor allem Pater Beda suchte Anschluß an nichtchristliche Formen der Askese, des Mönchslebens und der Religion der Hindus.

Europäische Missionare haben in Indien den Gedanken verkündigt, daß die Kirche dort „indisch" sein müsse, „festgewurzelt im Grund von Mutter Indien". Dies bedeutet ein Streben nach dem, was man „Indigenisierung" oder „Akkulturation" nennt. Verkündigt von einigen Europäern, ist der Gedanke von einigen Indern begierig übernommen worden, während er von anderen heftig bekämpft worden ist. Einer der indischen Anführer in diesem neuen Streben ist der Priester Amalorpavadas in Bangalore, Bruder von Mgr. Lourdusamy, Sekretär der Kongregation der Propaganda

Fide in Rom. Er hat die Leitung eines pastoralen, katechetischen und liturgischen Zentrums in Bangalore, von wo er seine Ideen zu verbreiten sucht. Seine theologische Ausbildung hat er zum Teil in Frankreich erhalten, in der Gesellschaft für Ausländische Mission, wozu er gehört. Sie zeigt sich in den von ihm französisch geschriebenen Büchern (L'Inde à la rencontre du Seigneur = Indien begegnet dem Herrn, und Destinée de l'Eglise dans l'Inde d'aujourd'hui = Das Schicksal der Kirche im heutigen Indien, 1964 und später). Ihnen sind mindestens sieben theologische und biblische Bücher in der Tamil-Sprache vorausgegangen. In seinen älteren Werken geht er noch nicht soweit wie gegenwärtig, nun, da er für viele Katholiken in Indien ein Zeichen des Widerspruchs und ein Stein des Anstoßes geworden ist. Er kümmert sich aber nicht darum (man kennt das auch bei uns) und läßt nicht nach, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, seine Ideen zu verkündigen und in die Praxis umzusetzen.

Das 2. Vatikanische Konzil hat in seinem Dekret *Nostra aetate* auf anerkennende Weise von den nichtchristlichen Religionen sprechen wollen. So lesen wir denn da: „Im Hinduismus erforschen die Menschen das göttliche Geheimnis und bringen es in einem unerschöpflichen Reichtum von Mythen und in tiefdringenden philosophischen Versuchen zum Ausdruck und suchen durch asketische Lebensformen oder tiefe Meditation oder liebend-vertrauende Zuflucht zu Gott Befreiung von der Enge und Beschränktheit unserer Lage" (Nr. 2). Dies letztere, die Liebe (Bhakti) zu einem persönlichen Gott, ist kein beherrschender Zug des Hinduismus und wird nur bei bestimmten Mystikern gefunden (s. R. C. Zaehner, Hindu and Muslim Mysticism, New York 1969, p. 72; 230). Zaehner weist darauf hin, daß der Hindu-Mystiker sich zuerst „befreien" will und erst dann einen Schritt weitergehen kann in seinem mystischen Bemühen (das Umgekehrte von dem, was der Konzilstext sagt). *Nostra aetate* Nr. 2, obschon ganz richtig, wenn man den Text vom Standpunkt eines vorausgesetzten und festen christlichen Glaubens erklärt, kann leicht verkehrt verstanden und falsch angewendet werden in einer Zeit wie der unsrigen, wo der reine, überlieferte christliche Standpunkt bei vielen, die noch zur Kirche gehören wollen, nicht mehr selbstverständlich ist. Man hat ja angefangen, über die „Heilsbedeutung" der heidnischen Religionen zu theologisieren und hat begonnen, diese sehr positiv einzuschätzen, seitdem Rahner den Gedanken von den „anonymen" Christen verbreitet hat, was besagen will: sehr viele Heiden, auch wenn sie vom Christentum nichts wissen, sind Christen, ohne es zu wollen oder zu wissen. Viele wollen ja im Innersten ihrer Seele, so behauptet er, dasselbe, was auch die Christen wollen. Hans Urs von Baltha-

sar hat dies meisterhaft kritisiert und gesagt, daß man nach derselben Methode auch wohl viele Christen „anonyme Heiden" nennen könnte.

Die vorstehenden Gedanken haben sich in Indien ausgewirkt. Die wertvollen Bestandteile des Hinduismus, hat man gesagt, kann man übernehmen. Man müsse dies sogar tun in einem Land, wo der Hinduismus die besterfaßte und meist verbreitete Religion ist. In diesem Gedanken steckt übrigens ein Stück der Theorie vom „anonymen Christentum". Eine Folge war, daß man sich in einigen katholischen Kreisen auf das Lesen der heiligen indischen Bücher verlegt hat: der Veden und anderer, nicht als Gegenstand von profanen Studien, sondern zur eigenen religiösen Belehrung. Man hat sie in die kirchlichen Breviergebete eingefügt — bis hin in die Liturgie der hl. Messe. Nachdem hierüber eine Menge von Beschwerden aus Indien in Rom zusammengekommen war, ist das letztere verurteilt worden, namentlich die in Bangalore mit Hilfe von Niederländern entworfene sog. „Indische Messe". Aber auch in Indien helfen Verbote nicht, wenn nicht zugleich Maßnahmen getroffen werden, um ihnen Achtung zu verschaffen, wobei die Bischöfe die Hauptrolle spielen müssen. Dies geschieht — es sei vorsichtig gesagt — nur schwächlich, und die Ideologen der „Erneuerung" lassen sich durch nichts von ihrem Plan abbringen, in Europa so wenig wie in Indien.

Das Bestreben von einigen ist es nun, Gebräuche aus der Hindu-Religion in das Christentum Indiens einzubringen (besser gesagt: in die dortige katholische Kirche; denn die anderen machen nicht mit). Nachdem das „fremde" Latein verbannt worden ist, wurde die heilige Sprache der Veden, das Sanskrit, an einigen Stellen der Liturgie eingeführt. Typisch heidnischen Zeremonien hat man einen christlichen Sinn aufgeklebt und sie übernommen. Durch die größtmögliche Übernahme vom Lebensstil des Hindu-Mönchs oder -Asketen ist es soweit gekommen, daß Kämpchen im „Rheinischen Merkur" sagen kann, daß dieser Stil „im ganzen nicht mehr dem des traditionellen christlichen Mönchstums gleicht". Am weitesten ist Pater Beda gegangen; er hat Kurisulama verlassen und die Klause des verstorbenen Pater Monchanin, eines Franzosen, bezogen. Dort möchte er gerne einen Ashram zur Entwicklung bringen; aber weit ist er noch nicht damit gekommen. An Stelle einer Kirche oder Kapelle hat er einen Tempel gebaut (das ist der Name, den er dem Gebäude gibt); er lebt so, daß ein Außenstehender erst später merkt, daß er ein Christ ist. Er macht Propaganda für seine Lebensweise, die aber wenig Anhänger findet. Man kommt zwar gerne zur Besichtigung (Klosterschwestern z. B. finden es prächtig), ist aber meistens doch zu sehr an die eigene Tradition gebunden, als daß man in die der Hindus überwechseln will.

Das letztere ist aber gerade das, was Pater Beda möchte. Schrieben die alten Kirchenväter „Apologien" (Verteidigungsschriften) des christlichen Glaubens an die Adresse der Heiden, so verteidigen P. Beda und die Seinen vielmehr den Hinduismus gegenüber den Christen als eine besonders wertvolle Religion, von der viel übernommen werden müßte. Und sie fügen den Worten die Taten hinzu. In der Kapelle von Amalorpavadas in Bangalore und in der von P. Beda kann man Abbildungen von der indischen Götterdreiheit sehen: Brahma (der Schöpfer) — Vishnu (der Erhalter) — Shiva (der Vernichter), die sog. Trimurti; das soll dann soviel sein wie die hlst. Dreifaltigkeit. Auch sieht man da Nataraja, die bekannte Darstellung des Gottes Shiva, tanzend auf einem Dämon, während Feuer aus ihm sprüht und ihn umgibt. Welche christliche Bedeutung diese Darstellung haben soll, ist ohne Gebrauchsanweisung nicht deutlich. Pater Francis sieht die hlst. Dreieinigkeit auch (vor)abgebildet in dem Abstraktum Sat-Cid-Ananda = Sein-Geist-Seligkeit. Es gibt da noch andere Dreiheiten: Wahrheit-Wissen-Unendlichkeit, oder: Wahrheit-Güte-Schönheit, die Brahma zugeschrieben werden.

Indien ist ein Land, wo der Synkretismus (= das Vermischen von Religionen) zu Haus ist. „Alle Religionen sind dasselbe oder kommen auf dasselbe hinaus", kann man da oft aus dem Munde von Hindus hören. Versuche jedoch nicht, jemanden, der so etwas sagt, zum Christentum zu bekehren: auf Grund seiner Voraussetzung wird er es ablehnen, aufzugeben, was er ist, weil er im Hinduismus die vortrefflichste Religion von allen sieht. In einigen Staaten des Nordens ist es sogar durch Gesetz verboten, den Hinduismus aufzugeben und Christ zu werden. So der offizielle Gesetzestext, obschon er nicht mit eiserner Hand angewandt wird, weil dazu die Mittel fehlen.

Es bedeutet für das Christentum eine große Gefahr, in diesem Synkretismus mitzumachen. Sollte das geschehen, dann wäre die Kirche nichts anderes mehr als eine neue Sekte des Hinduismus und verlöre ihren eigenen, einzigartigen und unmittelbaren Charakter. Der Hinduismus ist eine *lebende* Religion mit Hunderten von Millionen Anhängern, die sie mehr oder weniger praktizieren. Man hat wohl gesagt, daß er als Religion tot sei; aber man braucht nur die indischen Tempel zu besuchen, um zu sehen, daß dies nicht der Fall ist. Er lebt bei der Masse, vor allem bei den Einfachen. Aber auch bei den anderen. So wurde ich vor einigen Jahren sehr betroffen durch die Antwort, die mir ein gebildeter Pilger auf dem Weg zu dem berühmten Tempel einer Göttin in Süd-Kerala auf meine Frage gab, ob der Fußweg nicht zu weit wäre? „Wenn der Gott den Weg zurückgelegt hat", bekam ich in fließendem Englisch zur Antwort (gemeint war die Besteigung eines

Berges), „sollten wir das dann nicht auch tun?" Hunderttausende Pilger gehen auf diese Weise jedes Jahr nach dem Heiligtum von Sabarimala. Man sieht sie in Reihen zu Fuß, oft halbnackt, mit schwarzem Lendentuch — oder in Autobussen. Manchmal hört man sie den Namen ihres Gottes rufen: „Ajuppa!" Die Inbrunst, mit der die Hindus zu ihrem Gott beten, macht oft tiefen Eindruck und ist ein Vorbild für viele Christen.

Der Hinduismus ist noch eine große, lebendige Religion, und darum allein ist es nicht richtig, für den christlichen Gebrauch eine Anzahl Zeremonien, Ausdrücke und Texte zu entlehnen. Sie gehören vom Ursprung her in ein anderes lebendes Ganzes und haben darin einen Sinn, den sie im Christentum nicht haben können.

Sicher hat das Christentum in alter Zeit Formen vom Heidentum entlehnt, selbst religiöse. So hat es das Fest der Geburt Christi an dem Tag gefeiert, an dem die Heiden die Wintersonnenwende feierten, in der Überzeugung, daß Christus das wahre Licht ist, das diese Welt erleuchtet. Noch in der Zeit von Papst Gregor d. Gr. (590—604) gab es in Rom Christen, die am Morgen von Weihnachten sich nach Osten wendeten und die aufgehende Sonne begrüßten, was der Heilige jedoch streng verbot. Christus ist die wahre Sonne, die „Sonne der Gerechtigkeit" (Malach. 4, 2), und seine Verehrung und Anbetung haben den Platz der Verehrung des Himmelskörpers eingenommen. Inder und ihre europäischen Ratgeber würden sagen: „Laßt uns den Himmelskörper weiter verehren, aber laßt uns ihn ansehen als ein Symbol Christi, dessen Geburt wir in der aufgehenden Sonne bedenken und verehren wollen." Dies wäre irreführend und falsch.

Wie gesagt, hat das allerälteste Christentum Symbole vom Heidentum entlehnt. So hat man in den Grabkammern unter St. Peter in Rom vor Beginn des 4. Jhrh. Christus auf einem Wagen dargestellt, der von Pferden gezogen wird, wie den Sonnengott Helios; aber er wird deutlich als Christus abgebildet und nicht als der Sonnengott: aus seinem Haupt schießen Strahlen in Form eines Kreuzes. Auch ist da der Weinstock des Dionysius; aus ihm ist Christus, der wahre Weinstock, geworden (Joh. 15, 1 ff; s.u.a. J. Toynbee und J. W. Perkins, The Shrine of St. Peter, 1956 S. 116 f. und Tafel 32). Es handelt sich hierbei um Bilder, die auch in der Hl. Schrift vorkommen und die darüber hinaus ihren heidnischen Charakter abgelegt haben. Auch ist man sich der Entlehnung aus dem Heidentum bald nicht mehr bewußt gewesen, als es ausgestorben war.

Wenn man jetzt, im Jahre 1977, in Bangalore Abbildungen der Trimurti und des Nataraja anbringt, ist das ganz etwas anderes. Man muß nämlich wissen, daß, wenn diese Figuren mit dem Christentum in Verbindung gebracht werden, sie nicht so verformt sind, daß sie ihren heidnischen Cha-

rakter gänzlich verloren hätten. Man berichtet sogar, daß in der Kapelle zu Bangalore auf dem Platz, wo gewöhnlich der Tabernakel steht (stand), nun ein Shivalingam zu sehen ist; das Lingam ist eine sehr rohe Abbildung des männlichen Gliedes, Symbol Shivas und der Fruchtbarkeit, das in Indien als Gottesbild verehrt wird (Mgr. T. Mootheden, in The Laity, New Dehli, 1976/11 S. 536).[1] Die Fotos vom Innern des „Tempels" im Ashram von Pater Beda in The Laity, 1976/2 S. 79—83 zeigen wohl Bilder von (griechischen) Kreuzen, aber vermitteln als Ganzes mehr den Eindruck von Hindu-Darstellungen (mit — vielleicht — einem Schimmer Christentum) als von etwas anderem. In derselben Nummer der genannten Zeitschrift sagt Moti Lal Pandit, ein bekehrter Brahmane aus Kaschmir, daß Pater Beda sowohl dem Hinduismus als auch dem Christentum durch die „Verhinduisierung" des Christentums Schaden zufügt (S. 66). Er weist hin auf das Unvereinbare in Griffiths Bemühen.

Ein anderer Grund, der gegen die Übernahme von heidnischen Elementen in das Christentum spricht, ist die falsche Verbindung, die zwischen der christlichen Religion und der nationalen Eigenart gesucht wird. In Europa muß das Christentum europäisch, in Indien indisch sein, sagt man, als ob das eine selbstverständliche Sache wäre. Doch ist davon wenig wahr, auf jeden Fall viel weniger als man vorgibt. Menschliche Riten und Symbole, die irgendwo entstanden sind, sind darum noch nicht *ihrem Wesen nach* mit der örtlichen Kultur verbunden. Wenn sie ganz alt sind, können nur Gelehrte den Zusammenhang damit feststellen oder vielleicht überhaupt nicht. Sie sind in die religiösen Gebräuche der späteren Zeiten übergegangen und werden als ihnen zugehörig empfunden. Wir wissen z. B., wie die lateinische Casel aus dem den ganzen Körper umhüllenden römischen Mantel entstanden ist, aber ihre heutige Form (Formen) hat damit nichts mehr zu tun; sie ist *das* charakteristische Kleidungsstück geworden, das der Priester bei der Zelebration der hl. Messe anlegt, überall auf der Welt. Es ist Torheit

[1] Wie Prof. Paul Hacker mir liebenswürdig berichtet, „ist das Problem der Lingam-Spekulation im ganzen sehr kompliziert. Es gibt auch einen geistigen Shivaismus, der in seinen Schriften dem Lingam keine sexuelle Bedeutung mehr zuschreibt. Wenn das Lingam aber in christlicher Umgebung aufgerichtet wird, ist die sexuelle Assoziation unvermeidlich". Dies wird ganz besonders für Intellektuelle zutreffen. Was einfachere Leute betrifft, so gilt für sie wohl oft, wenn nicht zumeist, was die von einer Regierungsstelle im Haag (Ndl.) herausgegebene neue Zeitschrift „Troef" („Trumpf", wohl um die Entwicklungshilfe verständlicher zu machen), Nr. 1, Febr. 1978, aus dem Munde einer indischen Frau aufgezeichnet hat. Wir übersetzen: „(Sexualität) gehört zum täglichen Leben, gerade so wie man täglich essen muß ... Wir haben in unseren Tempeln Abbildungen von ‚lingam' (das männliche Geschlechtsorgan) und von ‚yoni' (das weibliche Organ). Das sind die zwei großen Kräfte der Natur" (ebenda, S. 27; aufgezeichnet von Yvonne van Hees). — Inzwischen habe ich versucht, von Besuchern der Bangalore-Kapelle herauszubekommen, ob das Lingam (noch) da ist. Zwei Personen haben mir geschrieben, sie hätten es nicht gesehen. Dies sei hier um der Wahrheit willen mitgeteilt.

und widerspricht den Empfindungen der meisten Gläubigen, vor allem der einfachen unter ihnen, diese Casel nun in Indien abschaffen zu wollen, um an ihrer Stelle die Tracht von Hindu-Mönchen einzuführen.

Wir leben übrigens in einer Zeit der wachsenden Einheit in der ganzen Welt. Dies ist auf vielen Gebieten deutlich. Gewohnheiten und Gebräuche, die in Europa entstanden sind, sind Gemeingut der Welt geworden. So ist z. B. die Kleidung eines Mannes, eines Herrn, in London, Paris und Washington die gleiche wie die der meisten in Bombay, Neu Dehli und Tokio. Einrichtungen wie Universitäten und Schulen funktionieren an den meisten Orten der Welt auf die gleiche Weise. So könnte man lange fortfahren. Man erstrebt ein Vereinigtes Europa, sogar eine Weltregierung, aber in der katholischen Kirche möchten viele das Entstehen von nationalen Unterschieden soviel wie möglich fördern! Die schlichte Liturgie der Moslems ist überall auf der Welt dieselbe; ihre Moscheen sind auf die gleiche Weise eingerichtet; nur das Klima begründet Unterschiede (offenes oder geschlossenes Gebäude). Von allen Minaretten ertönen dieselben Gebete in derselben Sprache: dem Arabischen. Wenn sich die arabische Kultur in verschiedenen Ländern mit der örtlichen verbunden hat, so gilt das nicht für den Gottesdienst. Wenn man im Gottesdienst und in der Theologie den Nachdruck auf das Nationale legt, fördert man das Entstehen von Nationalkirchen, worin die katholische Weltkirche dann, menschlich gesprochen, auseinanderzufallen droht.

Menschliche Riten und Symbole sind zum Teil frei ausgewählt und darum nicht *gebunden* an Ort und Zeit. Warum denn eine solche Gebundenheit anstreben? „Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt", hat Jesus gelehrt (Joh. 18, 36). So waren Glaube, Theologie und Kult der Kirche zu allen Zeiten nicht national bestimmt, sondern übernational. In dieser Allgemeinheit ist eine gewisse örtliche Verschiedenheit der Formen nicht nur möglich, sondern manchmal sogar wünschenswert; aber sie muß deutlich katholisch bleiben und nicht das Wesen des katholischen Glaubens oder des katholischen Kultes antasten. Man darf liturgische Gewänder in dem Stil des Landes verzieren und darin auch Kirchen im Landesstil bauen und ausschmücken. Dies ist sogar zu empfehlen. Aber man sollte nicht mit Absicht Tempel von lebendigen Religionen nachahmen. In Kerala (Südwest-Indien) erfüllen die Kirchen, die im 16. Jhrh. erbaut worden sind, diesen Zweck ausgezeichnet: mit ihrem nach außen erhöhten Priesterchor, ihrer offenen Vorhalle, ihrer seitwärts niedrig abhängenden Decke, dem durch eine Mauer umgrenzten großen „Friedhof", sie sind typisch christlich, niemand wird sie für einen Tempel halten oder für eine Moschee, und sie passen doch vollkommen in jene Landschaft.

Zum Schluß muß gesagt sein, daß die Förderung der nationalen Eigenart in der Kirche unzweifelhaft zusammenhängt mit einer übertriebenen Wertschätzung, die man seit dem Konzil dem zukommen läßt, was man die „irdischen Werte", „die irdischen Wirklichkeiten" nennt. Gewiß, man kann nicht realistisch sein, wenn man diese aus dem Auge verliert — und das hat man auch nie getan. Aber man ist sich dabei auch bewußt geblieben, daß der Christ auf Erden keine bleibende Statt hat (Hebr. 13, 14) und auf dem Weg nach einer künftigen ist, dem Himmel. Eine gewisse „Theologie der irdischen Werte" bringt viele allzu leicht dahin, dem Irdischen einen absoluten Wert zuzuerkennen unter Absehen von der Bedeutung, die es für den Christen in bezug auf Gott und die Ewigkeit hat. In der Postcommunio des 2. Adventssonntages hieß es viele Jahrhunderte zum Schluß: „Lehre uns, Herr, die irdischen Dinge zu verachten und die himmlischen zu lieben." Hieraus hat man nun im neuen Römischen Missale gemacht: „Lehre uns, den Wert des Irdischen verständig zu erwägen und das Himmlische zu lieben" (terrena sapienter perpendere et caelestibus inhaerere). Beide Formulierungen können gut verstanden werden, so überflüssig (und häßlich) die Veränderung auch ist. Aber wenige, die mehr als tausend Jahre den ersten Text gebetet haben, haben die irdischen Dinge im vollen Sinne des Wortes „verachtet"; alle hängen wir daran, und der Tod ist für uns ein großes Übel. Die Worte bedeuten dann auch: Lehre uns (Herr), das Irdische vollkommen hinter das Himmlische zu stellen, etwas, was der Christ auch jetzt noch tun muß und nur mit großer Mühe lernt. Da die Christen jetzt aber gelehrt werden, das Irdische nicht zu „verachten", kann seine Aufmerksamkeit nach der anderen Seite umschlagen, so daß er zu wenig achtgibt auf das Himmlische, das Endziel der Menschen.

Der Ruf nach mehr nationaler Kultur innerhalb der Kirche geht zusammen mit einer Schwächung des Glaubens. Das bringt mit sich, daß die Glaubenslehre vom Sündenfall, von der Schwachheit des Menschen, von der Notwendigkeit der Gnade und Erlösung, von der Schlechtigkeit der „Welt", worauf die Hl. Schrift so häufig hinweist, in Vergessenheit geraten. Man will sich komfortabel in dieser Welt einrichten und diese so komfortabel wie möglich für jeden machen, unter Absehen von ihrem relativen Charakter. Dies führt zu einer Überschätzung der irdischen Kultur, für die man in der Kirche einen Platz sucht.

Es kommt hinzu, daß viele Katholiken Kleingläubigkeit und Mutlosigkeit, auch Enttäuschung an den Tag legen angesichts dessen, was die Kirche bisher in dieser Welt zustande gebracht hat. In Indien, so sagen manche dort, ist man in beinahe 500 oder 1900 Jahren noch nicht so erfolgreich gewesen, das ganze Land oder nur einen großen Teil davon für das

Christentum zu gewinnen. Den Grund sucht man bei der Kirche selbst. Sie hat offensichtlich keine guten Methoden (sagt man). Sie ist von außen gekommen und ist in Indien noch eine „Fremde" geblieben (sagt man). Man muß es folglich anders anfassen: keine „Fremde" mehr sein und also „indisch" werden, wobei man dann soviel wie möglich von der Hindu-Religion, welche die bedeutendste in Indien ist, zu entlehnen trachtet. Man vergißt hierbei, daß z. B. die christliche Kirche in Kerala, die so gern als Modell der Anpassung vorgestellt wird (obschon man von ihrer alten Liturgie wenig wissen will), und die wohl schon vom 1. Jahrhundert an und sicher seit dem 5. Jahrhundert existiert, sich allzeit wie eine Art Kaste benommen hat (eine Pseudo-Kaste), was nach indischen Begriffen echte missionarische Aktivität ausschloß, sogar Ehen mit Gliedern anderer Kasten. Die „Anpassung" machte die Ausbreitung unmöglich. Hätte das Christentum sich in Kerala noch viel weiter angepaßt, so wie man es *heute* will, dann würde es wahrscheinlich schon lange nicht mehr bestehen, und es würden gelehrte Untersuchungen nötig sein, um zu beweisen, daß es einmal dagewesen ist.

Seit 1500 standen die fast alle aus Europa kommenden Missionare (die „innere " Mission, vor allem durch Priester und Schwestern aus Kerala in ganz Indien betrieben, ist neueren Datums) vor der Aufgabe, die überall unbekehrbaren Moslems und die stolzen Hindus für den Glauben zu gewinnen. Sie hatten hauptsächlich Erfolg bei gesellschaftlich Schwächeren, welchen die Kirche Fürsorge und Achtung in Christus schenkte. Ist die Kirche schuldig, weil sie das *Nicht-Wollen* der anderen nicht hat überwinden können? Der Islam hat es in Indien bequemer gehabt; er war die Religion von fremden Herrschern, die das Land jahrhundertelang in ihrer Gewalt hatten und die reichlich Gebrauch gemacht haben von gesellschaftlichem und natürlichem Zwang (Schwert, Drohungen, Verlockungen, Ämter, Einkünfte). Weder konnte noch wollte die Kirche diese Mittel in Indien anwenden. Es ist eine Illusion, zu meinen, Hindus wohl bekehren zu können, wenn man sie belehrt, daß ihre Religion sich längst nicht so stark von der unsrigen unterscheidet, wie sie denken. Dies ist eher weniger als mehr Grund, Christ zu werden. Auch macht das kulturelle Betteln um die Gunst der Hindus bestimmt keinen guten Eindruck auf sie.

Das Gefühl der Mutlosigkeit, das Vertreter der Kirche überfallen kann bei der Erwägung der bescheidenen Ergebnisse der Missionsarbeit (in Zahlen und im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung gesehen), kann allein durch einen *starken Glauben* überwunden werden. Wir sind in Gottes Hand, und auch die Bekehrung zum Christentum, zur katholischen Kirche, ist im Grunde Gottes, nicht unser Werk. Zum Schluß kann noch gesagt werden, daß die Rahnersche Lehre vom „anonymen Christen" (s.o. in diesem Arti-

kel) zu dem Wunsch beigetragen hat, sich so wenig wie möglich von den Hindus zu unterscheiden. Wenn ihre Religion für sie ein Mittel zum Heil ist (das ist sie *nicht*, es sei denn als entferntere Vorbereitung für einige; die weit verbreitete Verehrung von zahllosen Göttern und ihrer Bilder ist dies überhaupt nicht), was sollen dann noch für Unterschiede bleiben? Ja, warum dann überhaupt noch Mission oder Evangelisierung? Auf die Mission wirkt diese Auffassung lähmend.

„Indisierung" und „Hinduisierung" der Kirche in Indien sind zwei ganz verschiedene Dinge. Das letztere muß man mit Entschiedenheit ablehnen (so wie man auch ähnliche Bestrebungen, die in unserem eigenen Land unternommen werden, von der Hand weisen muß). Das erstere kann innerhalb bestimmter nützlicher Grenzen geschehen, solange nur die Gefahr fernbleibt, daß eine nationale Kirche entsteht, nur noch lose mit der katholischen Kirche verbunden, und solange nur solche Dinge getan werden, die wirklich eine *wesentliche* Verbesserung beinhalten. Auch ist in der relativ kleinen, aber noch immer blühenden Kirche von Indien der Friede und die Einheit der Glieder ein so hohes Gut, daß man es nicht durch unnötige Experimente von Liturgisten (die ihre Weisheit aus Europa geholt haben) und Theologen (für die das gleiche gilt) in Gefahr bringen sollte. Es geht um die Einheit von allen in Christus und um ihr ewiges Heil. Diese Welt, auch ihre Kultur, geht vorüber, vielleicht eher als wir denken; denn der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht.

☆

P.S.[1] Father Amalorpavadass hat seine Gedanken über die Reform der Liturgie, so wie er sie sieht, zusammengefaßt in einem in 1971 in Bangalore herausgegebenen Buch „Toward Indigenisation in the Liturgy" (= Mission Theology for our Times Series, Nr. 6). In der Einleitung knüpft er an sein früheres Buch „Destinée de l'Eglise dans l'Inde d'aujourd'hui (1965) an, aber er geht jetzt viel weiter; in dem zuletzt genannten Buch findet man genau dieselben „Prinzipien", die auch bei uns zur Verheerung der Liturgie geführt haben. Diese Ideen sind weit davon entfernt „indisch" zu sein; sie sind ganz aus dem Westen übernommen.

Anfang 1975 hat Amalorpavadass ein Buch von mehr als 700 Seiten (sic) herausgegeben, mit Vorträgen eines „Research Seminars": „Research Seminar on Non-Biblical Scriptures", Bangalore, National Biblical ... Centre, India. Das Seminar wurde gehalten vom 11.—17. Dez. 1974, und die Vorträge wurden *sofort* publiziert(!), obwohl es sehr viel Falsches, Unwahres, Unwissenschaftliches und Unreifes enthält. Das Geld fehlt A. in der sehr armen Kirche Indiens offenbar nicht!

P.S.[2] Am Anfang dieses Aufsatzes habe ich einen Artikel eines Martin Kämpchen im Rheinischen Merkur erwähnt. Als ich der Redaktion eine kurze Auseinandersetzung des wirklichen Sachverhalts in Kerala geschickt hatte, hat sie diese als „Leserbrief", um mehr als die Hälfte gekürzt, publiziert und mich sofort darauf angreifen lassen von einer Dr. Laura Termehr, Madras, die mir „idealistische Verfälschung der Geschichte Indiens" vorgeworfen hat. Damit nicht zufrieden, hat die Redaktion (wohl Oskar Simmel S.J.) dann wieder einen langen Artikel Kämpchens publiziert unter dem Titel „Der wunderbare Tausch", worin mir „typische Vorurteile und Mißverständnisse ungenügend orientierter Christen im Westen" zur Last gelegt wurden. Das ist die charakteristische Methode vieler „Progressisten": wenn man nicht mit ihnen einverstanden ist und objektive Tat-

sachen bringt, bekommt man (auch im Rh.M.) keinen Platz und wird diffamiert. Glücklicherweise haben mich dann später Dr. Madey, Paderborn, und Prof. Hacker, Münster i. W., verteidigt. Sie stimmten mit mir überein. Als ich selbst bat, in mindestens 500 Wörtern auseinandersetzen zu dürfen, worum es in Indien geht, um den Lesern des Rh.M. nicht nur ganz bestimmte einseitige Information zu liefern, wurde dies abgelehnt: mir standen *höchstens* 500 Wörter zur Verfügung. Herrn Dr. Madey wurde nicht gestattet, einen Artikel über die orientalischen Kirchen in Süd-Indien zu publizieren.

Einen indischen Kirchenstreit in Europa austragen zu wollen, ist eine verrückte Sache, es sei denn, daß man europäisches Geld braucht oder benützt, um ihn zu führen.

v. d. P.

(Übersetzt aus „Confrontatie" Nr. 151/1977, S. 772—783 von H. Kramer. Die Übersetzung wurde von Prof. van der Ploeg autorisiert und geringfügig gegenüber dem Original geändert.)

Erwägungen zum Konzilsdekret über den Ökumenismus

Von Athanasius Kröger

Wenn hier auf ambivalente und unklare Sätze des Konzils, speziell über den Ökumenismus hingewiesen wird, dann geschieht es aus einer tiefen Sorge um die heutigen Vorgänge zur Wiedervereinigung der Christen — von gewagten Reden und Büchern angefangen bis hin zur praktizierten Interkommunion. Außerdem ist man sich als Theologe darüber im klaren, daß das Lehramt der Kirche in früheren Zeiten ganz anders gesprochen hat als im Ökumenismusdekret und in allem, was danach offiziell verlautbart wurde. Es kann kein Unrecht sein, darauf hinzuweisen und sich die nötigen Gedanken dazu zu machen.

Abkürzungen:

Augsb.:	Katholische Anerkennung des Augsburgischen Bekenntnisses? Ökumenische Perspektiven, 9, hrsg. v. H. Meyer, H. Schütte, H. J. Mund, Verlage Lembeck und Knecht, Frankfurt 1977.
F	J. Feiner, Kommentar zum Dekret UR, in Lex. f. Th. u. K., Zusatzband II, S. 9—126.
Kat D	Katechetisches Direktorium, hrsg. von der Kongregation für den Klerus, v. 11. 4. 1971, dt. Fulda 1973, übersetzt v. R. v. Rhein.
LG :	Lumen Gentium, Konstitution über die Kirche, 21. 11. 1964.
MA:	Mortalium animos, Enzyklika Pius XI. vom 6. 1. 1928.
ME:	Mysterium Ecclesiae, Erklärung der Glaubenskongregation, vom 24. 6. 1973.
M Oec:	Instructio „De Motione Oecumenia" Pius XII., 20. 12. 1949.
R:	Rohrbasser, Heilslehre der Kirche, Dokumente von Pius IX. bis Pius XII., Freiburg/Schw., 1953
UR:	Unitatis redintegratio, Dekret über den Ökumenismus, 21. 11. 1964.

1. Die eine Kirche

„Christus der Herr hat nur eine einzige *Kirche* gegründet" (UR 1, 1; vgl. 3, 1.). Diese gut katholische Aussage liegt auch dann vor, wenn von Christus und „*seiner* Kirche" (2, 1; 2, 3 etc.) die Rede ist. Andererseits wird von „getrennten *Kirchen*" im Plural (3, 4) und von „verschiedenen *Kirchen*" (4, 2 und häufig) gesprochen. Offensichtlich hat das Wort *Kirche* im Dekret eine zweifache Bedeutung.

Genau dasselbe liegt bei dem Begriff *Einheit* vor, bei der *einen* Kirche. Denn einerseits wird die „*eine* sichtbare Kirche Gottes (1, 2) betont, auch die Eucharistie, durch die die „*Einheit* der Kirche bezeichnet und bewirkt wird" (2, 1), womit nur die katholische Einheit gemeint sein kann. Andererseits heißt es zu Anfang: „Die *Einheit* unter allen Christen wiederherstellen zu helfen, ist eine der Hauptaufgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils" (1, 1). „Die Sorge um die Wiederherstellung der *Einheit* ist Sache der ganzen (= katholischen) Kirche" (5, 1). Beide Wörter, Kirche und Einheit, die natürlich zusammengehören, durchziehen das ganze Dekret in diesem doppelten Sinn. Fachlich: es sind ambivalente Begriffe.

In der Konstitution über die Kirche ist diese neuartige Sprache bereits grundgelegt. Sehr selbstverständlich und gut katholisch wird „*die Kirche* oder das Volk Gottes" (LG 13, 2) gleichgesetzt. Dasselbe gilt von „Christus in seinem Leibe, der *die Kirche* ist" (LG 14, 1). Aber dann heißt es von den Nichtkatholiken: sie empfangen außer der Taufe „auch andere Sakramente in ihren *eigenen Kirchen* oder kirchlichen Gemeinschaften" (LG 15). An gleicher Stelle ist von der „*Mutter Kirche*" die Rede, womit nur die Katholische Kirche gemeint sein kann. Dann aber folgt der heute hundertfach ausgesprochene Wunsch: „*Alle* (Christen) mögen in der von Christus angeordneten Weise in der *einen* Herde unter dem *einen* Hirten in Frieden geeint werden" (uniantur, als Wunsch für die Zukunft). Gemäß *diesem* Satz gibt es die *eine* Herde bisher nicht.

Man könnte eine konservative Auslegung all dieser Stellen versuchen, indem man diese Ausdrucksweisen mit den zahlreichen Äußerungen des präkonziliaren Lehramtes harmonisiert. Aber die progressive Auslegung, nämlich *gegen* die Enzykliken früherer Päpste, ist doch wohl die richtigere, wenn man andere Sätze und die gesamte Tendenz des Ökumenismusdekretes mitberücksichtigt.

Sachlich beurteilt ist die *eine Kirche* im eigentlichen Sinn die römisch-katholische Kirche. *Kirchen* im Plural sind im uneigentlichen Sinn die zahlreichen von der Katholischen Kirche getrennten religiösen Gemeinschaften — von den orthodoxen autokephalen Kirchen angefangen über die evangelischen Landeskirchen bis hin zu den freien Kirchen, etwa den Neuaposto-

lischen oder den Mormonen. Wegen der üblichen Umgangssprache kann man diese organisierten Gemeinschaften durchaus *Kirchen* nennen, muß sich aber darüber im klaren sein, daß es *sachlich* gesehen nur eine einzige Kirche gibt. Sachlich, das heißt in dem Sinne, wie es von Christus gewollt und durchgeführt worden ist, wie es also der übernatürlichen Wirklichkeit entspricht. Christus hat nur eine einzige Kirche als seinen mystischen Leib gegründet, und in dieser Sicht — von Gott her und als reale Tatsache — sind die anderen Gemeinschaften keine Kirchen.

Genau dasselbe gilt für den Begriff *Einheit.* Im realistischen und eigentlichen Sinn gibt es nur die *Einheit* der römisch-katholischen Kirche. Dagegen ist die ökumenische *Einheit* der Kirchen keine Realität, sondern ein *Wunsch.* Sie ist bisher nicht verwirktlicht, sondern steht als Zukunftsziel vor unseren Augen.

Die Katholische Kirche hat die *Einheit* immer gehabt, hat sie heute und wird sie auch in Zukunft haben — trotz der augenblicklichen innerkirchlichen Krise. Die definierten Glaubenssätze und die organisatorische Einheit unter dem Papst sind die entscheidenden Kriterien dafür, daß die Einheit vorhanden ist. Darum darf man auch nicht in negativer Form sagen, „die Einheit im Glauben und in der Leitung der Kirche, die ein Kennzeichen der wahren und einen Kirche Christi ist, habe bisher wohl noch zu keiner Zeit bestanden und bestehe auch heute nicht" (Pius XI., MA, R 677).

Man sollte meinen, wenn sich acht Jahre nach dem Konzil die römische Glaubenskongregation direkt mit dieser Frage befaßt, müßte sie für eine Klarstellung dieser unlauteren Wortwahl sorgen. Aber dies ist nicht der Fall. Mit emphatischer Betonung beginnt der erste Hauptabschnitt: „*Unica* est Ecclesia" (die Kirche ist eine einzige). Kurz danach wird von „*den Kirchen* oder kirchlichen Gemeinschaften" gesprochen, und dies wiederholt sich. Anschließend findet sich jedoch eine echt katholische Aussage, die genau so lautet wie bei Pius XI. — nämlich, daß es den Katholiken „keineswegs freisteht anzunehmen, die Kirche Christi bestehe tatsächlich nirgendwo mehr, sondern sei nur als ein *Ziel* zu betrachten, das *alle Kirchen* und Gemeinschaften suchen müßten" (ME 1, 2). Dabei fehlt leider die Harmonisierung der Aussagen! Denn wie paßt dies zusammen mit der vom Dekret UR anvisierten *Einheit* aller Christen, die doch ein *Zukunftsziel* ist? Und enthält nicht der Satz wie selbstverständlich gültig die Formulierung „alle Kirchen"?

Die klare Sprache früherer Päpste, in der jedes Schwanken der Ausdrucksweise fehlt, muß man der heutigen offiziellen Art zu reden gegenüberstellen. Leo XIII. erklärt: „Um die *Einheit* und Einzigkeit der Kirche noch besser zu veranschaulichen, vergleicht er sie mit einem lebendigen Leibe, dessen

Glieder nur leben, solange sie mit dem Haupt verbunden sind und somit aus dem Haupte selbst die Lebenskraft beziehen; trennen sie sich, so müssen sie absterben" (Satis cognitum, R 613). „Wie ER nur *einen* sterblichen Leib annahm . . ., so hat ER auch nur *einen* mystischen Leib, in dem und durch den ER uns Menschen heiligt und ewiges Heil verleiht" (Ebd., R 612, DS 3304). „Es gibt nur *eine* Kirche Christi, und zwar für alle Zeiten. Wer abseits von ihr lebt, erfüllt nicht den Willen und die Vorschriften Christi; da er den Weg des Heils verlassen hat, geht er dem Verderben entgegen" (ebd.).

Pius XI. hat in seiner Enzyklika „Mortalium animos" in verschiedener Hinsicht gegen einen falschen Ökumenismus Stellung bezogen. Er hat die Gefahren gesehen, die heutzutage ganz evident von der ökumenischen Bewegung ausgehen und der Katholischen Kirche Schaden zufügen. „Der mystische Leib Christi, das ist die Kirche, ist ja eine *Einheit,* zusammengefügt und zusammengehalten wie der physische Leib Christi, und so ist es unangebracht und töricht zu sagen, der mystische Leib könne aus getrennten und zerstreuten Gliedern bestehen. Wer mit dem mystischen Leib Christi nicht eng verbunden ist, der ist weder ein Glied desselben, noch hat er einen Zusammenhang mit Christus, dem Haupte "(MA; R 686).

Pius XII. hat in seinem Rundschreiben über den mystischen Leib Christi (1943) genau dasselbe noch deutlicher betont. Später hat er es in einem kurzen, prägnanten Satz ausgesprochen: „Der mystische Leib Christi und die römisch-katholische Kirche sind ein und dasselbe (unum idemque sunt; Hum. Gen., 1950; R 451; D 2319).

2. *Die Kirchlichkeit der anderen Kirchen*

Nun fragt man sich, wie es die katholisch-ökumenischen Theologen (Rahner, Lehmann, Fries und viele andere) rechtfertigen, den überaus zahlreichen christlichen Kirchen in einem *echten,* vor Gott gültigen Sinn eine Kirchlichkeit, eine ekklesiale Realität, zuzubilligen. Die Umgangssprache, die nur auf den rechtlich organisierten Verband von Menschen achtet, dürfte dabei ja nicht maßgebend sein. Zunächst müßte man die Äußerungen früherer Päpste negativ abwerten: sie hätten ja nicht unfehlbar gesprochen. Aber die Antwort von konservativer Seite kann nicht ausbleiben: auch das jüngste Konzil hat nicht unfehlbar gesprochen — in keinem einzigen Dekret.

Nun beruft man sich auf einen Satz der Kirchenkonstitution. „Diese Kirche, die in dieser Welt als Gesellschaft verfaßt und geordnet ist, hat ihre konkrete Existenzform (subsistit) in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird" (LG 8, 2). Man macht geltend, (a) daß hier nicht von der *römisch*-katho-

lischen Kirche gesprochen wird, (b) daß nicht der Summus Pontifex, der Papst, erwähnt würde, sondern *nur* der „Nachfolger Petri". (c) Schließlich sei ja nicht die totale Gleichsetzung von „Kirche" mit „Katholischer Kirche" erfolgt, weil nicht *est* (ist) dort stände, sondern *subsistit*. Das ursprüngliche *est* sei nicht in den endgültigen Text gelangt.

Es ist zuzugeben, daß der Text nicht klar ist, was für eine so bedeutende Konstitution sicher sehr unangenehm ist. Aber man kommt nicht daran vorbei, daß der *Text allein* die Kirchlichkeit der „anderen Kirchen" nicht hergibt. Eine traditionelle Auslegung gemäß den früheren päpstlichen Äußerungen ist durchaus möglich, wenn auch von den Verfassern wahrscheinlich nicht beabsichtigt. Die Ausdrucksform gestattet nicht, etwas Endgültiges zu sagen.

Außerdem wird auf den Satz hingewiesen, daß bei den anderen christlichen Gemeinschaften „vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind" (LG 8, 2). Das ist gewiß richtig und wird von niemandem bestritten. Aber daraus folgt keineswegs, daß z. B. die Neuapostolische Kirche eine von Gott gewollte und damit der Realität nach eine wahre und echte Kirche ist.

Sofern man auf den häufigen Gebrauch von *den Kirchen* (im Plural) hinweist, so geschieht es für das Ökumenismusdekret zu Recht. Aber die ambivalente Verwendung dieses Begriffs ist ja gerade die große Schwäche des Dekretes. Nirgendwo werden die doppelten Inhalte von *Einheit* und *Kirche* auseinanderdividiert.

Weiter wird auf einen zentralen Begriff der Kirchenkonstitution, auf das *Volk Gottes* verwiesen. Mit diesem Bild läßt sich tatsächlich der Kreis der „Volkszugehörigen" leicht erweitern. Die Grenze wird fließend, und der Kreis derjenigen, die das ewige Heil erreichen, kann größer angesetzt werden. Einbürgerung und Ausbürgerung aus einem *Volk* ist ja möglich. Nimmt man aber das Bild vom Leib und seinen Gliedern zu Hilfe — und das *muß* man tun —, dann führt eben die Abtrennung eines Gliedes (einer Gliedkirche) zu seinem Tod. Oder mit einem anderen Bild: der abgerissene Rebzweig verdorrt und wird verbrannt (vgl. Joh. 15, 6).

Es ist vermutlich richtig, daß von der Kirchenkonstitution und dem Ökumenismusdekret ein sogenannter *gestufter Kirchenbegriff*[1] eingeführt

[1] Manche Theologen sprechen hier von „Kirchen im analogen Sinn". Aber man kann hier weder den Begriff „Seinsanalogie" noch „Glaubensanalogie" in der üblichen wissenschaftlichen Bedeutung verwenden. Fachlich gesprochen: zwischen der Univokation (= genau derselbe Inhalt des Begriff) und der Äquivokation (= nur dieselben Wörter, aber gänzlich verschiedener Inhalt) steht die Analogie — eine verhältnismäßige Gleichheit des Inhalts. Was wir unter Christen gemeinsam haben, z. B. die Taufe, haben wir univok gemeinsam: derselbe Inhalt des Geschehens, dieselbe Wirkung. Was wir nicht gemeinsam haben, z. B. Abendmahl und Eucharistie, wird nur äquivok mit demselben Namen be-

werden sollte. Gesagt wird es zwar nirgends, und falls es gemeint ist, fehlt dazu offenkundig eine klare und präzise Ausdrucksweise. In ökumenischen Dialogen wird aber heute so oder ähnlich gesprochen — mit der Konsequenz, daß man nicht mehr weiß, was eigentlich los ist.

Ein Beispiel. Harding Meyer (evgl.) zitiert gern und freudig einige Sätze von Heinz Schütte und Josef Ratzinger: von der „Einheit der Kirchen, die Kirchen bleiben und doch *eine* Kirche werden" (Schütte; Augsb. 87), von der „korporativen Vereinigung in der Unterschiedenheit" (Ratzinger; Augsb. 87 u. 38). Die verschiedenen Kirchen „sollen Kirchen bleiben mit ihren eigenen Frömmigkeitsformen, Zeremonien, mit ihren eigenen Verwaltungen und Kirchenordnungen, mit ihren eigenen theologischen Aussageweisen. Aber sie sollen nicht mehr voneinander getrennt sein, sondern die sichtbare eine Kirche Jesu Christi verwirklichen" (Schütte; Augsb. 87).

Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier eine Begriffsspielerei vorliegt, die mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun hat. *Eine Kirche* und zugleich *viele Kirchen*. Aber man darf nicht vergessen, daß der Ausgangspunkt, das Vorbild dafür im Ökumenismusdekret liegt. „Die Kirche ist eine *einzige*" und es gibt viele Kirchen, „andere Kirchen, getrennte Kirchen". Das haben die Konzilsväter so wörtlich gutgeheißen, und von den Katholiken wird verlangt, daß sie diese Gegensätzlichkeit im Glaubensgehorsam annehmen. Ein solches „Opfer des Verstandes" wurde uns bis zu Pius XII. nicht zugemutet. Jede Art Erläuterung mit „gestufter Kirchlichkeit" kann dieses Paradoxon nicht beseitigen.

3. Vollkommene und unvollkommene Einheit (Gemeinschaft)

Auf andere Weise muß die Frage weiter erörtert werden. Im Dekret UR sind häufig Ausdrucksformen gewählt, in denen das Wort *vollkommen* oder *voll* (plene) so verwendet wird, als ob schon jetzt eine gewisse oder teilweise Gemeinschaft oder Einheit unter *sämtlichen Kirchen* vorhanden sei. „Es kam zur Trennung recht großer Gemeinschaften von der *vollen* Gemeinschaft mit der katholischen Kirche" (UR 3, 1). „So stehen sicherlich nicht wenige Hindernisse der *vollen* kirchlichen Gemeinschaft entgegen" (3, 1). Der „Leib Christi . . ., welchem alle *völlig* eingegliedert wer-

zeichnet. Der Inhalt ist völlig verschieden oder absolut disparat. Auch wenn sich der äußere Ritus einigermaßen ähnlich sieht, ist doch die Wirkung gänzlich anders und nicht etwa verhältnismäßig ähnlich" (analog).

Genauso muß man sprechen, wenn man bei der einen Kirche und den vielen Kirchen den Begriff „Kirche" miteinander vergleicht, wobei man ja als Definition der Kirche das „Corpus Christi Mysticum" nicht vergessen darf. Mit dem Ausdruck „Analogie" wird die Situation nur verschleiert, weil man tatsächlich „Kirchen im abgeschwächten, verkürzten Sinn" meint, womit sich aber weder begrifflich noch sachlich eine einwandfreie, vor Gott gültige „Kirche" ergeben kann.

den müssen, die schon auf irgendeine Weise zum Volk Gottes gehören" (3, 4). Diejenigen, „die sich um die so erwünschte Wiederherstellung der *vollen* Gemeinschaft ... bemühen" (14, 4). „... damit die *völlige* Wiederversöhnung der orientalischen und der abendländischen Christen herbeigeführt werde" (15, 4).

Diese optimistischen Formulierungen entsprechen nicht der tatsächlichen Situation. Es wird zwar zugestanden, daß es „nicht wenige Hindernisse" gibt. Aber andererseits wird es auch nicht als so schlimm angesehen, weil ja viele schon „auf irgendeine Weise zum Volk Gottes gehören". In den zitierten Sätzen müßte man unterscheiden, ob ganze „getrennte Kirchen" oder nur „einzelne Glieder" (Menschen) gemeint sind. Aber für beide soll, wie es scheint, eine *teilweise* Gemeinschaft als vorhanden anerkannt werden. So muß man jedenfalls in der Logik der Sätze weiterdenken. Aber da setzt dann auch die Schwierigkeit ein. Wie könnte man *teilweise Glied* des Leibes Christi sein, wenn man noch nicht „völlig eingegliedert" ist? Da stimmt etwas nicht. Unter welchen Bedingungen ist man „Glied am Leibe Christi" oder Mitglied der einen Kirche? Das Dekret hebt an einer Stelle die Taufe besonders hervor. „Nichtsdestoweniger sind sie (die Dissidenten) durch den Glauben in der Taufe gerechtfertigt und dem Leibe Christi eingegliedert ..." (3, 1).

Pius XII. hatte für die Gliedschaft zwei positive Bedingungen aufgestellt: die Taufe und das Bekenntnis des wahren Glaubens. Die äußerlich erkennbare Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche hat er nicht eigens betont. Sie ist aber offensichtlich mitgemeint, wenn man die zwei weiteren negativen Erfordernisse hinzuzieht: man darf nicht von der Kirche exkommuniziert sein und darf sich nicht absichtlich von ihr getrennt haben (vgl. DS 3802). Das jüngste Konzil hat im Grunde dasselbe gesagt (vgl. LG 14, 2), wobei hier auf die komplizierte Formulierung und einige schwierige Einzelheiten nicht eingegangen werden soll.

Um den zitierten Satz (UR 3, 1) vertreten zu können, muß man die nötigen Einschränkungen machen. Wenn ein Kind evangelisch getauft wird — die Ordnungsmäßigkeit dabei angenommen —, wird es tatsächlich in den Leib Christi eingegliedert, d. h. es gehört zur Katholischen Kirche — übernatürlich/dogmatisch gesehen, nicht gemäß dem Zivilrecht. Aber irgendwann, wenn es erwachsen wird, müßte es sich zum vollen katholischen Glauben bekennen, um weiterhin Glied im Corpus Christi zu bleiben. Dazu gehört auch die Anerkennung des Papsttums. Dies kann man bei einem protestantischen Kind nicht annehmen. Vielmehr wird es in unbestimmter Form den lutherischen (oder einen anderen) Glauben bekennen und will

weder zum Papst noch zur Katholischen Kirche gehören. Insofern ist der Satz des Dekretes zu optimistisch.

Sofern man nun — analog zur gestuften Kirchlichkeit — eine gestufte Gliedschaft einführen möchte, verträgt sich dies nicht mit dem Bild vom Leib und den Gliedern, wobei das Bild ja in dieser Hinsicht nach den Aussagen früherer Päpste sehr realistisch zu nehmen ist. Man *ist* Glied an einem Leibe oder *ist es nicht*. Irgendwelche allmähliche Übergangsstufen kann man nicht rechtfertigen. Wohl gibt es eine *Hinordnung* zur Kirche, die vom Lehramt selbst oft anerkannt worden ist. Aber man muß sie von der echten Gliedschaft unterscheiden.

4. Fundamentale Gemeinsamkeiten

„Diese Einheitsbewegung, die man als ökumenische Bewegung bezeichnet, wird von Menschen getragen, die den dreieinigen Gott anrufen und Jesus als den Herrn und Erlöser bekennen, und zwar nicht nur einzeln für sich, sondern auch in ihren Gemeinschaften, in denen sie die frohe Botschaft (= das Evangelium) vernommen haben und die sie ihre Kirche und Gottes Kirche nennen" (UR 1, 2). In Nr. 20 findet sich statt „Herr und Erlöser" die Ausdrucksweise „als Gott und Herrn und einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen bekennen . . ."

Das Dekret nimmt keinen Anstoß daran, daß die anderen Konfessionen „ihre Kirche" als „Kirche Gottes" bezeichnen. Bei der milden und entgegenkommenden Haltung ließ sich ja irgendein Tadel an die Andersgläubigen überhaupt nicht unterbringen.

Der obige Satz deckt sich weitgehend mit der sogenannten „Basis" des ökumenischen Rates der Kirchen (World Council of Churches). Nur bei Anerkennung der „Basis" wird man in die Weltgemeinschaft aufgenommen, in der sich zur Zeit über 290 Gliedkirchen zusammengefunden haben. „Basis: Der Ökumenische Rat der Kirchen ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes" (vgl. F 43).

Kurz gesagt: anerkannt werden der dreieinige Gott, Jesus Christus und die Heilige Schrift. So lobenswert eine solche Basiserklärung ist, so wenig darf man sich Illusionen hingeben. Wenn man nämlich als Katholik nur *etwas* genauer werden will, und zwar mit Hilfe der frühen Konzilien, dann gehen die Ansichten weit auseinander. Wer erkennt von den Protestanten schon an, daß *Jesus Gott* ist, nämlich im Sinne der vollen Identität von Jesus und Gott? Es gibt viele Gruppierungen, auch innerhalb

der Gliedkirchen, die diesen Glauben nicht teilen. Und was bedeutet schon das *Evangelium* als Basis? Es ist viel zu bekannt, daß jeder mit dem Evangelium macht, was er will, solange eben keine Instanz autoritativ das letzte Wort über die Schrifterklärung spricht. Dies war früher schon so und ist heute noch schlimmer geworden, weil die entmythologisierende Exegese geradezu zerstörerisch wirkt und die „Gemeinsamkeiten" auf ein Minimum zusammenschrumpfen läßt.

5. Die falschen Wahrheiten

„Eine wahre Einheit kann außerhalb der Wahrheit nie verwirklicht werden" (M Oec; R 695). An diesem Satz Pius XI. läßt sich nicht rütteln. Paul VI. hat auf seiner Reise ins Heilige Land und bei anderen Gelegenheiten betont, daß eine Wiedervereinigung der Christen nicht auf Kosten der Wahrheit erfolgen kann.

Das Dekret hat die fehlende Übereinstimmung in den Glaubenswahrheiten nicht verschwiegen. „Die *Kirchen* des Orients" (14, 1; 14, 2; 14, 4; 16, 1) erhalten keinen einzigen Tadel, sondern werden nur gelobt (Nr. 14—18). Von den „*Kirchen* . . ., die im Abendland . . . vom Römischen Apostolischen Stuhl getrennt wurden" (19, 1), heißt es, daß es „Unterschiede von großem Gewicht gibt . . ., vor allem in der Interpretation der offenbarten Wahrheit" (19, 4). Genannt werden die Differenzen „über Christus als das fleischgewordene Wort Gottes und über das Werk der Erlösung, sodann über das Geheimnis und den Dienst *der Kirche* und über die Aufgaben Mariens im Heilswerk" (20). Hervorgehoben wird auch die „von uns verschiedene Auffassung von dem Verhältnis zwischen der Schrift und *der Kirche* . . ." (21, 3). Als Manko der Evangelischen wird nicht verheimlicht das „Fehlen des Weihesakramentes", nämlich der Priesterweihe, und darum das Nichtbewahren der „ursprünglichen und vollständigen Wirklichkeit (integram substantiam) des eucharistischen Mysteriums" (22, 3).

Diese ehrliche Sprache ist so weit durchaus imponierend und anerkennenswert. Allerdigs müßte die Liste der Unterschiede in großem Umfang vervollständigt werden — je nachdem, mit welcher der *zahlreichen Kirchen* man es zu tun hat.

Die wohlwollende Sprache in den zitierten Sätzen ist zu beachten — zu wohlwollend. Daß *viele Kirchen* des Abendlandes von Rom „getrennt wurden" (nicht: sich getrennt haben), klingt im Passiv so, als ob alles gänzlich ohne Schuld und Sünde vor sich gegangen wäre. Wenn ferner die Protestanten die *„vollständige* Wirklichkeit" der Eucharistie nicht bewahrt haben, dann meint man, daß sie jedenfalls eine *teilweise* Wirklichkeit noch besäßen. Das stimmt aber nicht. Wo nur ein äußerer Ritus auf-

rechterhalten wird, aber nicht der wahre Leib Christi gegenwärtig ist und zur Speise gereicht wird, da kann man nicht von einem *teilweisen* Bewahren reden.

Zur Wahrheitsfindung gibt es eine eindeutige katholische Regel: „Und doch muß das *Kirchliche Lehramt* für jeden Theologen in Sachen des Glaubens und der Sitten nächste und allgemeine Norm der Wahrheit sein (proxima et universalis veritatis norma), da ja Christus der Herr dem Lehramt den gesamten Glaubensschatz (depositum fidei), die Heilige Schrift und die göttliche Überlieferung, zur Bewahrung, Verteidigung und Erklärung anvertraut hat" (Pius XII., DS 3884). Paul VI. hat diesen Satz mehrfach aufgegriffen und unterstrichen: Brief an Kardinal Pizzardo vom 21. 9. 1966 (AAS 58, 1966, 879), in zwei Ansprachen vom 11. 7. 1966 (AAS ebd., 653) und vom 2. 10. 1966 (vgl. HK 20, 1966, 514). Somit ist die Norm der Wahrheitsfindung nicht etwa durch das Konzil überholt, sondern postkonziliar erneut eingeschärft.

Die Glaubenswahrheiten braucht man keineswegs „unter mühsamer Arbeit ... und unter langandauernden Studien" zu suchen (Pius XI, MA; R 680), sondern sie liegen für jedermann gedruckt bereit, und sie ändern sich nicht. „Deshalb muß auch immer jener Sinn der heiligen Glaubenswahrheiten beibehalten werden, der einmal von der heiligen Mutter Kirche dargelegt worden ist; nie darf man von diesem Sinn unter dem Schein und Namen einer höheren Erkenntnis abweichen" (DS 3020; NR 44).

Darin liegt auch nicht die eigentliche *katholische* Schwierigkeit unserer Tage. Sie ist darin zu sehen, daß manche Dekrete des jüngsten Konzils unklare Formulierungen enthalten, so daß der Eindruck entsteht, es stände Wahrheit gegen Wahrheit, Lehramt gegen Lehramt. Gewiß handelt es sich nicht um unfehlbar ausgesprochene Wahrheiten — weder bei den früheren päpstlichen Enzykliken noch bei irgendeinem Dokument des Vaticanum II. Aber oft genug stehen doch Dogmen im Hintergrund, die zwar nicht genannt werden, aber trotzdem angeknabbert werden, nämlich, was den Ökumenismus angeht: „Es gibt nur eine einzige von Christus gegründete Kirche" und „außerhalb der Kirche ist kein Heil".

Zu diesem letzten Satz noch einige Bemerkungen. In einem so irenischen Dekret konnte natürlich der Glaubessatz, daß es außerhalb der (katholischen) Kirche kein Heil gibt (vgl. DS 802, 2867), gar nicht erwähnt werden. Die katholischen ökumenischen Theologen haben dieses Dogma längst so intensiv ausgelegt, daß sie nur noch das Gegenteil herauszulesen imstande sind. Der heute allgemein verbreitete Heilsoptimismus, den man bei progressivem Verständnis aus dem Ökumenismusdekret durchaus entnehmen kann, steht dabei im Hintergrund. — Nun soll hier nicht etwa ein

extremer Rigorismus vertreten werden, wie er vom Lehramt verworfen wurde (vgl. DS 3866—3872). Wohl aber sei gesagt, daß man außerhalb der Katholischen Kirche das ewige Heil nur *sehr schwierig* erreichen kann. Mit dieser allgemeinen Aussage möge es hier sein Bewenden haben.

6. *Hierarchie der Wahrheiten*

„Beim Vergleich der Lehren miteinander soll man nicht vergessen, daß es eine Rangordnung oder Hierarchie der Wahrheiten innerhalb der katholischen Lehre gibt, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament (cum fundamento) des christlichen Glaubens" (UR 11, 3). Ein recht gefährlicher Satz!

Offensichtlich wird hier ein „Vergleich der Lehren" empfohlen. Pius XI. war anderer Meinung: „Können wir dulden, was doch eine große Gottlosigkeit wäre, daß die Wahrheit, und zwar die von Gott geoffenbarte Wahrheit, zum Gegenstand von Verhandlungen gemacht wird?" (MA; R 679). Er sagte noch mehr: „Was die Glaubenswahrheiten angeht, so ist es absolut unstatthaft, zwischen grundlegenden und nicht grundlegenden Glaubensartikeln (capita fundamentalia et non fundamentalia) zu unterscheiden, als müßten die grundlegenden von allen angenommen werden, während die anderen der freien Zustimmung der Gläubigen überlassen werden könnten. Denn die übernatürliche Tugend des Glaubens hat als Formalursache (inneren Beweggrund) die Autorität des sich offenbarenden Gottes, die eine solche Unterscheidung überhaupt nicht zuläßt" (DS 3683; vgl. R 684). Ganz offensichtlich ist hier dasselbe gemeint, was im Dekret mit „Hierarchie der Wahrheiten" bezeichnet wird. Speziell an dem Begriff *fundamentum* kann man es erkennen.

Inzwischen gibt es zwei offizielle römische Erläuterungen zu diesem Prinzip. Die eine stammt von der Kongregation für den Klerus: „Die Hierarchie bedeutet nicht, daß einige Wahrheiten weniger als die anderen zum Glauben gehören, sondern daß manche Wahrheiten auf anderen aufbauen und von ihnen Licht erhalten" (Kat D Nr. 43, S. 41). Die zweite Eingrenzung erfolgte durch die römische Glaubenskongregation: „Es besteht allerdings eine Ordnung und eine Art Hierarchie der kirchlichen Dogmen, insofern ihr Zusammenhang mit dem Fundament des Glaubens verschieden ist. Diese Hierarchie bedeutet, daß gewisse Dogmen in anderen, grundlegenderen begründet sind und durch sie erhellt werden. *Alle Dogmen* aber müssen, da sie ja geoffenbart sind, mit dem gleichen göttlichen Glauben geglaubt werden" (ME 4, 3). Beide Erläuterungen stimmen mit dem überein, was Pius XI. gesagt hat. Was soll also das Prinzip, wenn es nur besagt,

daß die weniger grundlegenden Dogmen von den zentralen Dogmen „erhellt" werden? Das wäre eine theologisch sehr triviale Feststellung — und war gewiß nicht *nur so* beabsichtigt.

Es wäre ja erfreulich, wenn man nun das Prinzip völlig beiseite ließe. Aber in den ökumenischen Gesprächen und Schriften spielt es nach wie vor eine große Rolle. Dafür ein Beispiel. Heinrich Döring schreibt über die „Confessio Augustana und die Dogmen von 1854, 1870 und 1950": „Im Sinne der vom zweiten Vatikanischen Konzil hervorgehobenen ‚Hierarchie der Wahrheiten' handelt es sich bei den Glaubensaussagen der drei Dogmen überdies nicht um zentrale Wahrheiten" (Augsb. 94; gedruckt 1977!) Nebensächliche Dogmen sind demgemäß die Unbefleckte Empfängnis, der Jurisdiktionsprimat des Papstes und seine Unfehlbarkeit, schließlich die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel. Das ist heutige Ökumene, die von der kräftigen Wirksamkeit des Prinzips der Wahrheitshierarchie Zeugnis gibt.

Man soll aber die innerkatholischen Wirkungen auch nicht übersehen. Wenn man nämlich anfängt, die Glaubenswahrheiten zu klassifizieren, über- und unterzuordnen, dann kommt man damit der Tendenz zum möglichst-wenig-Glauben, ja zum Unglauben durchaus entgegen. Die oberen Hierarchien müßte man annehmen. Aber was zu den unteren Hierarchien gehört, kann dann durchaus mythischen Charakter haben oder wäre scholastisch-fruchtlose Spekulation, der man keinerlei Bedeutung beizumessen brauchte.

7. Die Formulierung der Glaubenswahrheiten

„Die Art und Weise der Formulierung des katholischen Glaubens darf keinerlei Hindernis bilden für den Dialog mit den Brüdern" (UR 11, 1). In einem gewissen Gegensatz dazu wird gefordert, daß man keinen falschen Irenismus betreiben dürfe, „durch den die Reinheit der katholischen Lehre Schaden leidet und ihr ursprünglicher Sinn verdunkelt wird" (11, 1). Dann aber geht es zur ersten Forderung zurück: „Zugleich muß aber der katholische Glaube tiefer und richtiger (profundius et rectius) ausgedrückt werden auf eine Weise und eine Sprache, die auch von den getrennten Brüdern verstanden werden kann" (11, 2).

Die objektive Glaubenslehre läßt sich durch homogene Entfaltung vertiefen. Insofern hat das Adverb „profundius" seine Berechtigung. Man kann ebenfalls, was ungefähr dasselbe ist, eine Lehre vervollkommnen und verfeinern (perfici et perpoliri, Piul XII., DS 3883), klarer und tiefer erklären (clarius et expertius exponi, Paul. VI., Enz. Myst. Fid., AAS 57, 1965, 755). Daß man aber eine Glaubenswahrheit *richtiger* ausdrücken soll, bleibt

unverständlich. Denn dann müßte es *falsche* Dogmen geben, die nun zu korrigieren wären. Oder man müßte sie zwar als *richtig* bezeichnen, müßte sie aber jetzt *noch richtiger* machen. Hier liegt offenkundig ein Mißtrauen gegen dogmatische Formulierungen vor, das ja letztlich ein Mißtrauen gegen den Heiligen Geist bedeutet. Wenn nämlich Konzilsväter einen Glaubenssatz mit höchster Autorität niederschreiben, dann *muß* man annnehmen, daß der Beistand des Heiligen Geistes bis hin zur Formulierung reicht. Wie Paul VI. feststellt, darf man von der „bewährten Kraft der Begriffe" (probata conceptuum vis) nicht abgehen. „Deswegen sind diese Formeln den Menschen aller Zeiten und aller Orte angepaßt" (ebd.). Letztlich liegt heute der raffinierteste Angriff auf die Glaubenswahrheiten darin, daß man behauptet, man wolle am *Inhalt* festhalten, könne aber den *Wortlaut* durchaus ändern. Dies kann niemals stimmen, weil andere Wörter notwendig einen anderen Inhalt mit sich bringen — es sei denn, man hat total synonyme Wörter.

Aber es scheint so, daß vom Dekret eine genaue Trennung gewünscht wird zwischen der Art der Formulierung einer Lehre (in doctrinae enuntiandae modo) und dem Glaubensschatz selbst (qui ab ipso deposito fidei sedulo distingui debet, UR 6, 1). Diese Unterscheidung stammt von Johannes XXIII. Weil keine Beispiele genannt werden, rätselt man herum, wie das nun vor sich gehen soll. Möglicherweise steht nur die Konzession einer größeren Liberalität im Hintergrund. Es wird ja die Forderung aufgestellt, daß man in der „theologischen Ausarbeitung der Offenbarungswahrheit die gebührende Freiheit walten lassen" solle (UR 4, 7). Was das zur Folge hat, ist wohl klar. Man braucht nur auf das wirre Durcheinander der heutigen Theologie hinzuweisen. Dann weiß man, was die „gebührende Freiheit" bedeutet.

Aber nun fragt man sich im Sinne des Ökumenismus: welche Sprache und welche Begriffe soll man denn nehmen, damit sie von den getrennten Brüdern verstanden werden? Kann man etwa den Begriff der Transsubstantiation aufgeben? Steckt nicht in Wirklichkeit eine echte *sachliche Differenz* dahinter, „wenn die einen in der heiligen Eucharistie den durch jene wunderbare Verwandlung des Brotes und des Weines, die Transsubstantiation genannt wird, wahrhaft gegenwärtigen Christus anbeten, während die anderen sagen, *der* Leib des Herrn sei dort nur durch den Glauben oder sinnbildlich oder durch eine vom Sakrament ausgehende Kraft gegenwärtig?" So Pius XI. (MA; R 682).

Im Verhältnis zu den Ostkirchen kann man einigermaßen richtig sagen: „Denn auch bei der Erklärung der Offenbarungswahrheiten sind im Orient und im Abendland verschiedene Methoden und Arten des Vorgehens zur

Erkenntnis und zum Bekenntnis der göttlichen Dinge angewandt worden" (UR 17, 1). Aber mit zu großer Vereinfachung wird dann erklärt, „daß man bei jenen verschiedenartigen theologischen Formeln oft mehr von einer gegenseitigen Ergänzung als von einer Gegensätzlichkeit sprechen muß" (17, 1). Es gab zwar eine gewisse sprachliche Unsicherheit in der Anfangszeit, weil man für das trinitarische und christologische Geheimnis erst nach den geeigneten Begriffen suchen mußte. Aber seit dem Konzil von Chalkedon (451) sind die Ergebnisse *keine* „verschiedene theologische Formeln" mehr. Auch auf den frühen griechischen Konzilien wurde weder eine Ostwahrheit noch eine Westwahrheit verkündet, sondern die ökumenisch-katholische Wahrheit. Eine Übersetzung ins Lateinische ist kein Hindernis für einheitliche Formeln oder Formulierungen. Auch im Altertum wußte man, daß die Wahrheit unteilbar ist und nur eine einzige sein kann.

8. Die Schuld der Kirchentrennungen

„Den Menschen jedoch, die jetzt in solchen Gemeinschaften geboren sind und in ihnen den Glauben an Christus erlangen, darf die Schuld der Trennungen nicht zur Last gelegt werden — die katholische Kirche betrachtet sie als Brüder, in Verehrung und Liebe" (UR 3, 1). Es ist im Grunde eine selbstverständliche Feststellung, daß die *heutigen* Menschen an der *damaligen* Trennung nicht schuldig sind. Man muß aber weiter fragen: inwieweit sind heutige Menschen schuldig, weil sie die Trennung aufrechterhalten? Selbstverständlich kann niemand über seinen eigenen Schatten springen, und hier soll gern die gute Absicht so vieler Nichtkatholiken anerkannt werden. Ebenfalls muß hier erwähnt werden, daß die Katholische Kirche heute wegen ihrer inneren Krise keinerlei Anziehungskraft ausübt. Aber andererseits ist es mit einem Blick in die Vergangenheit nicht getan.

Das gilt auch für das rückwärts gewandte Sündenbekenntnis. „In Demut bitten wir also Gott und die getrennten Brüder um Verzeihung, wie auch wir unseren Schuldigern vergeben" (7, 2). Dem müßte auf der Gegenseite eine Verzeihungsbitte für Luther, Calvin, Zwingli und viele andere folgen, wenn man sich nicht einseitig die Schuld aufladen will.

Es gibt keine Zweifel über die Fehler und moralischen Schwächen der Katholischen Kirche zur Reformationszeit — vom Ablaßhandel bis hin zum Konkubinat nicht weniger Amtsträger. Aber die Kirche hat trotz dieser Schwächen den *einen* Glauben bewahrt und ihre äußere organisatorische Einheit aufrechterhalten. Den Abfall von der religiösen Wahrheit und von der Einheit der Kirche muß man nachdrücklich als die größere Sünde bezeichnen. Deshalb hat Pius XII. von den katholischen Ökumenikern folgendes verlangt:

„Sie werden mit peinlicher Sorgfalt und mit größtem Nachdruck dagegen auftreten, daß in der Darstellung der Reformation und der Geschichte der Reformatoren die Fehler der Katholiken dermaßen übertrieben und die Schuld der Reformatoren so sehr vertuscht wird, oder Nebensächliches allzusehr in den Vordergrund gerückt wird, daß man darob die Hauptsache, nämlich den Abfall vom katholischen Glauben, kaum mehr beachtet und würdigt" (M Oec; R 694). Das ist realistischer als die einseitige Ablegung eines Schuldbekenntnisses.

Darum genügt es auch nicht, wertneutral festzustellen, daß die Christenheit gespalten sei, wie es im Dekret ausgesprochen wird. „Eine solche Spaltung (divisio) widerspricht aber ganz offenbar dem Willen Christi, sie ist ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen" (UR 1, 1). Freilich, wer ärgert sich nicht darüber? Aber der Begriff *Spaltung* macht es! Die Katholische Kirche hat sich nicht — von sich selbst — abgespalten. Vielmehr haben sich vom lebendigen fortlebenden Corpus Christi viele Glieder (Gliedkirchen) abgetrennt. Das wäre eine einwandfreie Sprache.

9. Gleichberechtigung bei Gesprächen

„Dazu sind gemeinsame Zusammenkünfte, besonders zur Behandlung theologischer Fragen, sehr dienlich, bei denen ein jeder mit dem anderen auf der Ebene der Gleichheit spricht (par cum pari agat), vorausgesetzt, daß die, die unter der Aufsicht ihrer Oberen (praesulum) daran teilnehmen, wirklich sachverständig sind" (UR 9). Auch Pius XII. hatte dies gestattet, wenn auch mit stärkeren Einschränkungen (vgl. M Oec; R 697).

Wenn man überhaupt miteinander ins Gespräch kommen will, bleibt nur die Möglichkeit, gleichberechtigt miteinander zu reden. Aber die vorhandene Gefahr muß man sehen. Aus einer „Gleichberechtigung im Dialog" wird sehr schnell eine „Gleichberechtigung der Lehre". Das kann man in zahlreichen, heute „gemeinsam" herausgegebenen Büchern feststellen, worin die eine Wahrheit der gegenteiligen Wahrheit wertneutral gegenübergestellt wird. Dies ist aus einer echten katholischen Haltung eine durchaus falsche Methode. Denn neben der einen und einzigen katholischen Wahrheit kann und darf kein theologischer und kein moralischer Irrtum Gleichberechtigung haben. Die Wahrheit ist als Wahrheit intolerant. Sie duldet keine „fremden Götter" neben sich. Toleranz gegenüber irrenden Menschen ist etwas ganz anderes.

Das, was bei den interkonfessionellen Dialogen herauskommt, wird häufig in „Erklärungen" der Öffentlichkeit dargeboten. Man meint, bereits sehr viel Gemeinsames gefunden zu haben, und läßt das *noch* Trennende

möglichst unausgesprochen oder erwähnt es am Rande. Die Formulierungen sind dann sehr optimistisch, wofür man sich leider auf das Dekret UR berufen kann.

Auf *unterster Ebene ist die Folge* der „gleichberechtigten Gespräche" längst eingetreten, nämlich ein liberaler *Indifferentismus*. Man braucht sich nur mit katholischen Jugendlichen zu unterhalten — höheren Schülern oder Studenten —, um festzustellen, daß nicht nur das religiöse Wissen sehr mangelhaft ist, sondern auch, daß man die „dogmatischen Streitereien" für weitgehend überflüssig hält. So schlimm sei es ja jetzt nicht mehr mit den Unterschieden. Auch das Konzil habe dies ja festgestellt. Das ist die einfache Logik der religiös unwissenden und ungefestigten Jugend. Sie werden sich den *derzeitigen* Indifferentismus mit dem Hinweis auf die *eine* Wahrheit nicht wegnehmen lassen. Sie sind darum auch nicht bereit, für die *eine* Wahrheit zu *kämpfen*. Denn die streitende Kirche gibt es nicht mehr. Schalom (Friede) ist die oberste Norm, weswegen es nicht mehr vorkommen kann, daß von fünfen im Haus zwei gegen drei stehen oder drei gegen zwei. Daß Christus in diesem Zusammenhang vom *Schwert* gesprochen hat (vgl. Lk. 12, 52; Mt. 10, 34), ist rundweg *überholt*.

10. Das Petrusamt

Petrus, „auf dem ER nach dem Bekenntnis des Glaubens seine Kirche zu bauen beschlossen hat", wird präzise genannt (UR 3, 2). Auch daß ihm die Schlüssel des Himmelreiches sowie „alle Schafe anvertraut" wurden. In einer protestantisch klingenden Nebeneinanderstellung der „Predigt des Evangeliums" und der „Verwaltung der Sakramente ... durch die Apostel und ihre Nachfolger" wird auch gesagt, daß dies durch „die Bischöfe mit dem Nachfolger Petri als Haupt" geschehen müsse (2, 4). Die Einheit soll sich kundgeben „im Bekenntnis des einen Glaubens, der gemeinsamen Feier des Gottesdienstes und der brüderlichen Eintracht".

Was in der Kirchenkonstitution fest betont ist, aber hier im Dekret offenkundig fehlt, ist der Jurisdiktionsprimat des Papstes sowie die Tatsache, daß im Papsttum die bleibende Einheit der Kirche gewährleistet ist. Diese katholischen Tatsachen sollte man nicht um des Friedens willen beiseite lassen. Die nichtkatholischen Christen wissen ja doch davon.

11. Die Art der erwarteten Wiedervereinigung

Im Dekret ist nur in allgemeiner und unbestimmter Weise angedeutet, *wie* man sich eine künftige Wiedervereinigung vorstellt. Erwähnt werden die allmähliche Annäherung durch gemeinsames Gebet um die Einheit (8, 2), häufige Dialoge, gegenseitiges Kennenlernen, Abbau von Vorurteilen, Zu-

Nach dem Konzil ist inzwischen eine stattliche Zahl römischer Erlasse erschienen, die sich ganz oder zum Teil mit ökumenischen Fragen befassen. Sie sind nur verständlich, wenn man den Wortlaut und die Tendenz des Ökumenismusdekretes kennt. Herausgeber ist meistens das Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen. Lateinisch-deutsche Ausgaben hat der Paulinus-Verlag, Trier, in der Sammlung „Nachkonziliare Dokumentation" besorgt. Die Nummer des Bandes wird in Klammern angegeben. Die deutschen Kommentatoren dieser Bändchen gehen durchweg aus dem „Geist des Konzils" über den Inhalt der Dokumente hinaus.

sammenarbeit im sozialen Bereich (12). Aber wie man zu einem gemeinsamen Glauben und einer gemeinsamen Moral kommen könnte, wird nicht gesagt, sondern der zukünftigen Entwicklung überlassen.

Frühere Päpste waren in dieser Hinsicht sehr deutlich. Pius XI. lehnte einen Kirchenbund, in dem der Papst möglicherweise den Ehrenprimat haben könnte, sehr entschieden ab (vgl. MA; R 678). Er betonte: „Es gibt nämlich keinen anderen Weg, die Vereinigung aller Christen herbeizuführen, als den, die Rückkehr aller getrennten Brüder zur einen wahren Kirche Christi zu fördern, von der sie sich ja unseligerweise getrennt haben" (MA; R 686). Oder Pius XII.: „Keineswegs darf man verschweigen oder mit zweideutigen Worten verschleiern, was die katholische Lehre sagt über ... die einzig wahre Union durch die Rückkehr der Dissidenten zur einen wahren Kirche Christi" (M Oec; R 695).

Von der Sache her gesehen gibt es keine Möglichkeit, sich mit den Nichtkatholiken irgendwie „auf halbem Wege" zu treffen. Man muß den genannten Päpsten recht geben. Ohne den *einen* Glauben, ohne die *eine* Moral, ohne den *einen* obersten Hirten ist die Wiedervereinigung nicht zu verwirklichen. Alles andere wäre nur ein schöner Wunschtraum. Man kann gewiß dafür Verständnis haben, daß sich heute Professoren mit großem Namen, evangelische Kirchenführer und katholische Bischöfe in der ökumenischen Bewegung stark engagieren. Es bleibt aber unbegreiflich, daß exponierte katholische Persönlichkeiten eine weiche und geschmeidige Haltung zeigen, mit der sie nicht selten über die erlaubte Grenze hinausgehen. Es war doch letztlich Christus selbst, der *die* Wahrheit schlechthin verkündet hat, der das Petrusamt geschaffen hat, der den unbedingten Glaubensgehorsam verlangt hat. Diesem Willen Christi haben wir uns alle zu fügen. Man mag die konservative Haltung der Unnachgiebigkeit als hart bezeichnen, muß dann aber diese Härte auf Christus selbst zurückführen. Frühere Päpste waren auch nicht dumm oder uneinsichtig. Sie waren im Gegenteil wegen einer tiefen Gläubigkeit zu ihrer Einstellung gekommen. Sie wußten nämlich, daß wir uns den Forderungen des Gottessohnes zu beugen haben. Solange man das nicht tut, wird es innerkirchlich weiterhin Kontroversen über den wahren und falschen Ökumenismus geben.

1) *Ökumenisches Direktorium I* vom 14. 5. 1967 (Bd. 7).
2) *Ökumenisches Direktorium II* vom 6. 4. 1970 (Bd. 27).
3) *Arbeitsdokument: Erwägungen und Hinweise zum ökumenischen Dialog* vom 15. 8. 1970 (französ.-dt., Bd. 30).
4) *Apostolisches Mahnschreiben „Quinque iam anni"* vom 8. 12. 1970 (Bd. 33).
5) *Instruktion über die Zulassung zur hl. Kommunion in besonderen Fällen* vom 1. 6. 1972 (Bd. 41).
6) *Erklärung der Glaubenskongregation „Mysterium Ecclesiae"* vom 24. 6. 1973 (Bd. 43).
7) *Die ökumenische Zusammenarbeit auf religiöser, nationaler und örtlicher Ebene* vom 7. 7. 1975 (französ.-dt., Bd. 56).
8) *Apostolisches Lehrschreiben (Adhortatio) „Evangelii nuntiandi" über die Evangelisierung der Welt von heute* vom 8. 12. 1975 (Bd. 57).

Das Geheimnis der Heiligkeit und das Geheimnis der Gottlosigkeit

Von P. Carl Sträter S.J.

Als Gläubige werden wir heute tagtäglich mit der Erscheinung eines immer weiter um sich greifenden Glaubensabfalls konfrontiert. Wir erleben es, daß viele Menschen sich Gott, Christus und Seiner Kirche entfremden und einem rein innerweltlichen Humanismus oder Hominismus verfallen.

Unter ihnen gibt es Personen, die zwar sicherlich guten Willens sind, aber durch die pausenlose Propaganda für die Irrtümer auf Irrwege gerieten.

Es gibt jedoch auch Führer, die den Glauben grundsätzlich verwerfen und möglichst viele andere mitreißen wollen.

Bei beiden Gruppen ist das Ergebnis das gleiche: eine Lebenshaltung, durch die Übernatürliches nicht mehr anerkannt wird, und man nur noch irdischen und stofflichen Werten lebt, die man für sich und andere vervollkommnen möchte.

Als gläubige Menschen nehmen wir dieses Phänomen nicht nur wahr: wir müssen es auch zu deuten versuchen. Es ist nötig, zu erkennen, was daran falsch ist und warum und wie wir uns demgegenüber richtig zu verhalten haben. Die heutige Entsakralisierung des Lebens wollen wir aus ihren Ursachen verstehen und uns auch deutlicher bewußt machen, was wir tun können, um uns selber und andere vor dem Abfall zu schützen und sogar im Glauben zu stärken.

Den heutigen Gegensatz zwischen Glaube und Unglaube möchte ich so behandeln, daß es deutlicher wird, wie wir Gläubige im heutigen Geistes-

kampf einmal Sieger sind: trotz des trügerischen Scheines, trotz der Tatsache, daß die Ungläubigen die meisten strategischen Stellen besetzen, aus denen das Weltgeschehen geführt und die öffentliche Meinung gebildet wird.

Diese Kraft des Unglaubens ist nur Schein. Der Sieg wird Christus zufallen, Seiner Kirche, allen, die dem Glauben treu bleiben. Es ist gewiß rätselhaft, daß so viele den Glauben und alle Religiosität verlieren. Wir fragen uns immer wieder, wie es möglich ist, daß Menschen, die getauft und katholisch erzogen wurden, sich dem Glauben entfremden und das doch so inhaltsleere und kümmerliche moderne Heidentum vorziehen. Tatsächlich ein Mysterium!

Und mit dieser Erkenntnis des Mysteriums beim Glaubensabfall sind wir in guter Gesellschaft. St. Paulus spricht schon über das „Mysterium der Gesetzlosigkeit" (2. Thess. 2, 7). Die Sünde, der Glaubensabfall und der Widerstand gegen Gott sind tatsächlich etwas Geheimnisvolles und Unergründliches.

Wenn es aber ein Geheimnis der Sünde gibt, so auch (und zwar primär) ein Geheimnis der Heiligkeit, der Liebe und Gnade. Nicht nur die Sünde und der Widerstand gegen den Glauben haben etwas Mysteriöses — es gibt auch ein Mysterium des Wachsens im Glauben, ein Geheimnis der Liebe zu Gott und der Heiligkeit.

Wenn die Verwerfung Christi und der Gnade des Hl. Geistes etwas unserem Menschenverstand Unfaßliches ist, so deshalb, weil die Gnade zur übernatürlichen Ordnung gehört und folglich vom natürlichen Verstand nie ganz erfaßt werden kann, ebensowenig wie die Menschwerdung von Gottes Sohn oder das Hinabsteigen des Hl. Geistes über die junge Kirche.

Das Geheimnis des übernatürlichen Berufes des Menschen hat als Widerspiel das negative Geheimnis der Gnadenverwerfung. Das Geheimnis der ewigen, himmlischen Seligkeit findet sein Gegenstück in dem geheimnisvollen Zustand des ewig von Gott Verworfenseins. Weil das Übernatürliche *über*menschlich ist — für unsere Vernunft also unfaßlich und undurchschaubar —, können wir auch die Verwerfung der übernatürlichen Gnade und den untermenschlichen Zustand der Verworfenheit nicht ganz verstehen. Jede Bekehrung zu Christus ist ein Mysterium, und jede Verwerfung Christi in ihrer Art auch.

Gerade weil es eine übernatürliche Heiligkeit gibt, kann es auch eine Sünde geben, die sich gerade gegen den sich übernatürlich offenbarenden Gott richtet. Das Geheimnis der Gottlosigkeit besteht nur kraft des Mysteriums der Heiligkeit. Das Primat liegt beim Positiven.

Über den Gegensatz zwischen dem Geheimnis der Heiligkeit und dem Sündengeheimnis und das Primat des Guten noch einige Bemerkungen. Ich gehe von einer Tatsache aus, die jedem Katholiken wohl mal aufgefallen sein mag: Wenn wir fragen, wo in der Menschheitsgeschichte die höchste Heiligkeit gefunden wird, so finden wir sie in der Vergangenheit. Fragen wir aber, wo die schwerste menschliche Sündhaftigkeit gefunden wird, so verweist uns die Hl. Schrift auf die Zukunft.

Die größte Heiligkeit ist natürlich die Heiligkeit Christi, unseres Herrn. Er ist der heiligste aller Menschen. Er ist das fleischgewordene Wort. Er ist der ewige Sohn des ewigen Vaters, der unsere menschliche Natur angenommen hat. Er ist voll der Gnade und Wahrheit, und das Wohlgefallen des Vaters ruht in seiner Fülle auf Seinem geliebten Sohn. Auch von Christus abgesehen liegt die höchste Heiligkeit auf Erden in der Vergangenheit. Es ist ja deutlich, welche rein menschliche Person die heiligste aller Personen ist, nämlich die hl. Jungfrau Maria, die Mutter des Herrn. Sie ist gänzlich rein, von keinem Sündenfall befleckt, ist die im höchsten Grade „begnadete" (Luk. 1, 28) Frau, „mit der der Herr ist". Sie ist die heilige und unbefleckte Erde, aus der der himmlische Vater den neuen Adam geformt hat, und aus ihrem geistigen Mutterschoß werden in der Gnadenordnung alle anderen Heiligen geboren.

Die größte menschliche Heiligkeit liegt also in der Vergangenheit, in der unübertrefflichen Heiligkeit von Jesus und Maria.

Die schwerste menschliche Sünde wird aber erst in der Zukunft auf Erden begangen werden. St. Paulus spricht davon in seinem zweiten Brief an die Thessalonicher: Die Wiederkunft Christi, so lehrt er uns, ist nicht sofort und in nächster Zukunft zu erwarten: „Erst muß der Abfall kommen und der gottlose Mensch sich offenbaren, der Sohn des Verderbens, der Widersacher, der sich über Gott und alles Heilige erhebt, in dem Ausmaß sogar, daß er sich in Gottes Tempel niedersetzt und sich für Gott ausgibt" (2, 3 ff.). Hier wird über eine Sünde gesprochen, die in der Geschichte ihresgleichen nicht hat. Die Sünde, über die St. Paulus hier schreibt, ist eine viel schwerere als die von Adam und Eva. Unsere ersten Eltern haben sich ja nicht für Gott ausgegeben. Diese allerschwerste Sünde wurde während des irdischen Lebens Christi auch nicht von seinen menschlichen Feinden begangen. Freilich kam Christus damals vor seinen größten Feind zu stehen, dem Teufel, dem sündigsten von allen Geschöpfen. Christus wurde mit dem konfrontiert, den Er „den Fürsten der Welt" nannte (Joh. 12, 31), mit dem höchsten der gefallenen Engel, mit dem, der die ganze Welt verführt (Apok. 12, 9).

Aber die schwerste *menschliche* Sünde wurde damals doch nicht begangen. Der Mensch, dessen Sünde im Evangelium am stärksten gezeichnet wird,

ist Judas Iskariot, der Verräter. Schon vor seinem Leiden hatte Christus mit dem Hinweis auf Judas gesagt, daß einer von den Zwölfen ein Teufel sei (Joh. 6, 70).

Und als beim Abendmahl Christus dem Judas ein Stück Brot gegeben hatte, „fuhr der Teufel in ihn", und als jener den Bissen genommen hatte, ging er sofort hinaus. „Es war Nacht", fügt der hl. Johannes in vielsagender Symbolik hinzu.

Christus nannte Judas auch „den Mann der Verderbnis" (Joh. 17, 12), und sprach über ihn das schreckliche Wort: „Es wäre besser für jenen Menschen, wenn er nie geboren wäre" (Matth. 26, 24).

Wie ist Judas zu seinem Verrat gekommen? Wahrscheinlich durch Geldgier. Er war ja ein Dieb, sagt das Evangelium (Joh. 12, 6). Dadurch wurde er ein Feind Christi und er kam dazu, seinen Herrn für wenig Geld zu verraten. Nach der Übeltat tat es ihm zwar leid, aber er brachte nicht die Demut und Selbstverleugnung auf, die nötig waren, um sich in Reue der Barmherzigkeit Gottes anheimzugeben. Nein, hochmütig verschloß er sich in sich selbst, geriet dadurch in Verzweiflung und verübte Selbstmord (Matt. 27, 3—5).

Das alles ist natürlich schrecklich, aber, wenn wir uns erinnern, was der hl. Paulus über den gottlosen Menschen schreibt, „der sich über alles erhebt, was Gott heißt oder Verehrung empfängt", dann müssen wir doch sagen: nein, das hat Judas nicht getan. Sich im Tempel niedersetzen und sich für Gott ausgeben, das ist ein Tiefpunkt der Sündhaftigkeit. Und diese Sünde hat Judas nicht begangen. Die schwerste Sünde des Menschen liegt also noch in der Zukunft.

(Es entspricht also nicht der Hl. Schrift, wenn der „Nieuwe Katechismus" behauptet. „Die Sünde der Welt hat ihren Tiefpunkt in der Kreuzigung Christi", S. 314. Dasselbe liest man auch S. 329 und 332).[1] Aber, so fährt St. Paulus fort, die zukünftige allerschwerste Sünde kündigt sich doch schon an. „Das Geheimnis der Gottlosigkeit läßt seine Wirkung schon fühlen" (2. Thess. 2, 7). Es gibt Vorläufer des gottlosen Menschen. Dasselbe sagt uns auch der hl. Johannes, wenn er spricht von dem „Geist des Antichristen, von dem ihr gehört habt, daß er kommen wird, und nun schon in der Welt ist" (Joh. 4, 3).

Nach der Hl. Schrift konnte der Antichrist in der Zeit der Apostel noch nicht kommen (2. Thess. 2, 6 ff.). Sein Geheimnis, das der Bosheit, war zwar schon da und wirkte in der Welt, hatte aber doch noch nicht seine vollen Dimensionen und seinen Kulminationspunkt erreicht. Erst nachdem die Boshaftigkeit der Welt einen gewissen Höhegrad erreicht hat, kann der Antichrist auftreten.

[1] In der deutschen Ausgabe sind die entsprechenden Seitenzahlen 301, 315 und 318.

Der gottlose Mensch wird erst kommen, wenn die Menschengemeinschaft nahezu vollständig unchristlich geworden ist. Der letzte Antichrist setzt eine antichristliche Gemeinschaft voraus, die er zu der letzten negativen Vollendung führen kann, zu einem letzten allumfassenden Ganzen, zu ihrer letzten und schärfsten Abweisung Christi und ihrem letzten und stärksten Widerstand gegen Gott.

Das scheint damit zusammenzuhängen, daß ein Mensch immer von anderen Menschen und von der Gemeinschaft abhängig ist, in der er lebt. In einer tiefchristlichen Gesellschaft ist der Antichrist undenkbar. Persönlich könnte er zwar die schwersten Sünden begehen, aber es wäre ihm unmöglich, nahezu die ganze menschliche Gemeinschaft zur Irreligiosität und Sünde zu bringen. Daß er sich im Tempel niedersetzen und sich für Gott ausgeben kann, ist in einer mehr oder weniger religiösen Gesellschaft undenkbar. Der Antichrist oder der gottlose Mensch, von dem uns die Hl. Schrift spricht, kann nur nach hinlänglicher Vorbereitung auftreten. Die Menschen müssen in großer Zahl jeder Religiosität abtrünnig geworden sein. Dieser sündigste von allen sündigen Menschen kann seinen Willen nur einer Gemeinschaft auferlegen, die ihn annimmt. Der gottlose Mensch wird also der Gipfel einer antichristlichen Gesellschaft, einer großen Anzahl von Abtrünnigen sein, unter denen der Satan allerlei Wunder, Zeichen und Gaukeleien wirkt und diejenigen verführt, die sich von der Liebe zur Wahrheit abgewandt haben, so daß sie verlorengehen. Gott sendet ihnen einen Geist des Irrtums, so daß sie der Lüge Glauben schenken, damit alle verurteilt werden, die die Wahrheit ablehnten und die Ungerechtigkeit wählten (2. Thess. 2, 9—12).

Der Teufel versucht, die ganze Menschheit in den Höllenschlund mitzureißen. Für diejenigen, die ihm freiwillig folgen, wird er das auch erreichen. Und am Ende der Welt, wenn diese dem Untergang nahe ist, kann er den Antichrist dazu anregen, den endgültigen Untergang zu bewirken.

Eine ganz andere Bewandtnis hat es mit dem Geheimnis der Heiligkeit, mit Jesus Christus und Maria. Christus mußte nach dem Leibe (nach dem Fleische, sagt der hl. Paulus — Röm. 9, 5) aus dem jüdischen Volk geboren werden. Über Maria stammte er aus Abraham und Adam. Aus dem Menschengeschlecht mußte sich das Volk von Israel herauskristallisieren und daraus das Geschlecht Davids. Die Seele Christi ist aber, wie alle menschlichen Seelen, unmittelbar von Gott geschaffen, und auch die Vereinigung der menschlichen Natur mit der göttlichen Person des Wortes wurde von Gott direkt realisiert. Bei dem Gottmenschen ist es auch nicht so, daß Er von der Gnade anderer abhängig ist. Er setzte die christliche Gemeinschaft nicht voraus, sondern ist selber Gründer und Ursprung der

Kirche. Der Hl. Geist, mit dem Er seine Kirche beseelt, geht objektiv aus Ihm hervor und ist Sein großes Geschenk für die Kirche. So verstehen wir es, daß Christus, der Heilige Gottes (Mark. 1, 24), auf dieser Welt erschien, als „die Fülle der Zeiten" (Gal. 4, 4) gekommen war.

Der Antichrist kann erst am Ende der Geschichte kommen, wenn die Welt im Begriff ist, unterzugehen.

Für uns ist die Erkenntnis wichtig, daß in diesem Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Gott und Satan, zwischen Christus und dem Antichrist oder dessen Vorläufern, die Priorität und die Initiative immer bei Gott und Christus liegen, nie beim Teufel. Gott und der Satan sind keineswegs gleichwertige Partner im Kampf. Der Teufel ist keine von Gott unabhängige Gegenkraft. Der Teufel und all seine Engel sind nur von Gott geschaffene Geister, die sich gegen Gott auflehnten. Weil Gott es ihnen erlaubte, konnten sie sich Ihm widersetzen. Und dadurch gerieten sie in den Zustand des ewigen Widerstandes gegen Gott und der ewigen Verwerfung durch Gott. Gott aber beherrscht auch sie. Der Satan hat keineswegs die Initiative in der menschlichen Geschichte. Gott läßt es nur zu, daß die Teufel die Menschen versuchen und daß Menschen mit ihrem freien Willen in die Sünde einwilligen. Gott läßt das zu, vor allem, weil Er so in den Geretteten die Kraft seiner Gnade und seiner barmherzigen Liebe aufs Stärkste manifestieren kann. Gott läßt es auch zu, um in den Verworfenen seine strenge Gerechtigkeit zu zeigen. Verloren gehen nur die, die sich Gott nicht unterwerfen wollen, sondern freiwillig für den Satan Partei ergreifen.

Daß beim Kampf zwischen Gut und Böse die Initiative immer bei Gott liegt, ist auch aus der Geschichte ersichtlich: aus der Zeit vor Christus, aus dem irdischen Leben Christi und auch aus der Kirchengeschichte nach Christus.

Die vorchristliche Zeit

Nur weil Gott unsere ersten Eltern zur göttlichen Kindschaft erhoben und sie im Paradies in der ursprünglichen Gerechtigkeit geschaffen hatte, konnte der Teufel (mit Gottes Zulassung) sie dazu verführen, sich gegen den himmlischen Vater zu wenden. Gott ließ zu, daß unsere ersten Eltern sündigten und wir alle in ihnen. Aber im Hinblick auf die zukünftigen Verdienste Christi behütete Gott *einen* Menschen davor, in Adam zu sündigen: Maria. Und so blieb der sündigen Menschheit doch die Möglichkeit, die sich später realisieren sollte: aus ihr, der Sündenlosen, wurde Christus geboren.

Nach dem Sündenfall bereitete Gott das Kommen Christi vor. In Adam und Eva wurde allen Menschen der Messias versprochen (Gen. 3, 15). Durch den Ruf, der an Abraham erging, wurde das Volk bestimmt, aus dem

Christus geboren werden sollte. In der vorchristlichen Zeit hatten die Menschen schon einige Gotteserkenntnisse und auch einen gewissen Gotteskult, weil die Möglichkeit und die Pflicht dazu mit der menschlichen Natur gegeben sind, und diese menschliche Natur durch die Sünde nicht ganz zerstört worden war. Darüber hinaus war das übernatürliche Heil nach wie vor angeboten, und wiederholte Gott mehrere Male sein Adam und Eva gegebenes Heilsversprechen. Aus Abraham und seiner Nachkommenschaft sollte das Heil für alle hervorgehen. Auch in der vorchristlichen Zeit lebten die Menschen nicht in einem rein sündhaften Zustand. Wegen der zukünftigen Erlösung waren auch Gnadengaben Gottes da.

Nur weil es etwas Religiöses gab, konnte der Teufel dies zu pervertieren versuchen. Er konnte es dem gefallenen Menschen doppelt erschweren, zu einer reinen Gotteserkenntnis, zu einem reinen Gotteskult zu gelangen, vor allem, indem er die Menschen dazu trieb, sich gegen Gott zu wenden und persönlich zu sündigen. Meistens machte er das nicht dadurch, daß er sich unmittelbar zeigte und dazu verführte, sich in der Gottesverneinung ihm anzuschließen. Solch eine Aufdeckung seiner letzten Absichten könnte Widerstand erregen. Es war für ihn zweckmäßiger, das menschliche Verlangen nach Besitz, die Befriedigung der Sinnlichkeit oder des Hochmuts (1. Joh. 2, 16) anzustacheln und die Menschen anzureizen, durch Übertretung der Gebote Gottes irdische Güter zu erwerben. Die ungeordnete Sucht nach dem Irdischen würde ihr Verhältnis zu Gott von selbst trüben. So wurden ihre Auffassungen über Gott verfälscht oder zumindest mit falschen Elementen verquickt, und auch ihr Kult blieb nicht ungetrübt.

In der vorchristlichen Zeit sehen wir bei den Völkern denn auch viele polytheistische oder pantheistische Meinungen und einen Kult, der Gott ein Greuel ist, z. B. Menschenopfer oder Tempelprostitution. Die heidnischen Völker hatten und haben oft die Idee, daß hinter ihren Götzenbildern boshafte Geister stehen, die sie zu quälen versuchen und die irgendwie befriedigt werden müssen. Sogar innerhalb des so begünstigten Volkes Israel kamen allerlei Verirrungen vor. So konnte Satan die Menschen von Gott wegziehen, weil sie seinen Vorspiegelungen und Einflüsterungen das Ohr liehen und sich freiwillig von Gott abwandten. Da dies in großem Umfang geschah, wurde es für den individuellen Menschen immer schwieriger, zu einer reinen Gotteserkenntnis und Gottesanbetung zu gelangen. Der Teufel wollte den Glauben an den kommenden Messias abschwächen und die übernatürliche Ausrichtung auf Christus hin möglichst abbiegen, so daß die Geschichte keine aufsteigende Linie zu Ihm sein würde, sondern eine, die sich immer weiter von Gott entfernt: ein dauernder und immer tieferer Fall. Durch die vielen Sünden sollte in der Menschheit die Disposition,

Christus zu empfangen, geschwächt werden, so daß das Kommen des Messias, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch aufgeschoben würde. Der Satan konnte dies aber nur tun, weil Gott den Menschen immer die Möglichkeit gab, sich nach Gott und dem zukünften Heil auszurichten. Die Möglichkeit einer natürlich-guten Sittlichkeit und Religiosität war durch die Erbsünde nicht ganz aufgehoben, und um der zukünftigen Verdienste Christi willen konnte Gott, unter Benutzung der natürlich-guten Elemente in der Lebenshaltung der Menschen, diese verstärken durch eine übernatürliche Orientierung auf den Gottmenschen. Der kommende Christus schickte die Strahlen seiner Gnade wie eine schwache Flamme in der Periode vor der Menschwerdung schon voraus. Dadurch war es für die damals lebenden Menschen guten Willens möglich, das übernatürliche Heil zu erreichen.

Die vor Christus lebenden Menschen konnten sich aber auch weigern, Gott zu dienen. Dadurch stellten sie sich auf die Seite des Teufels. Die ganze Tätigkeit des Teufels setzte jedoch die schaffende und übernatürlich erhebende Aktivität Gottes voraus. Und Satan konnte die Menschen auch nicht schwerer versuchen, als Gott es zuließ. Nur insoweit die erlösende Gnade Christi schon gegeben wurde, konnte der Satan zum Widerstand verführen. Aber dieser Widerstand konnte immer kraft einer größeren Gnade überwunden werden. So kam es, daß es in der Zeit vor Christus sowohl eine aufsteigende Linie gab, auf Christus hin (der hl. Thomas spricht von einem immer klareren Wissen um den kommenden Christus), wie auch eine absteigende, weil die Menschen immer mehr von den Sünden beherrscht wurden (III q. 61 a. 3 ad 2).

Dies alles geschah natürlich primär im auserwählten Volk. Obschon auch hier viele Jahwe untreu wurden, bewahrte Gott sich doch einen Rest, der ihm treu blieb. Und als die Zeit dazu gekommen war, kam Maria zur Welt, die ganz reine, durch keinen Schimmer von Sünde befleckte Frau. Durch das Herabsteigen des Hl. Geistes wird dann der Sohn Gottes nach der menschlichen Natur in ihr empfangen und aus ihr geboren.

Das irdische Leben Christi

Das Leben von Christus (und Maria) ist der Höhepunkt der Weltgeschichte. In ihnen ist die Heiligkeit unserer ersten Eltern nicht nur wieder vorhanden, sondern sie wird weit übertroffen. Aber auch ihr Leben war ein Leben in einer sündhaften Welt, und sie mußten die Folgen erfahren. Der vollkommen heilige Christus konnte vom Teufel nicht zur Sünde verführt werden durch Spekulation auf ein regelloses Verlangen nach irdischen Gütern und durch Versteckspielen hinter Scheinwerten. Der Teufel wollte denn auch direkt persönlichen Kontakt mit Christus. Er zeigte sich als Fürst

dieser Welt und versprach Christus die ganze Welt unter der Bedingung, daß Er Satans Oberherrschaft anerkenne und ihn anbete. Satan fing sofort auf geistigem Niveau den Kampf mit Christus an. Als dieser Angriff auf Christi Heiligkeit scheiterte, wollte er den Einfluß von Christus in der Welt dadurch beseitigen, daß er Ihn hinrichten ließ (Joh. 13, 2, 27).

Der Satan konnte dies alles aber nur tun, weil Gott es ihm erlaubte: „Jesus wurde vom Geist in die Wüste geführt, *um* vom Teufel geprüft zu werden" (Matth. 4, 1). Der Hl. Geist selber führte Christus in die dürre, leblose Wüste als in den für den Satan geeignetsten Ort, sich zu zeigen und dann von Christus geschlagen zu werden. Als später der Fürst der Welt kommt und Christus sein Leiden anfangen muß, da wußte Er auch, daß dies geschah, weil es der Wille des Vaters war (Joh. 14, 31; 18, 11; 19, 11). Er wußte, daß der Satan nichts gegen Ihn vermag (Joh. 14, 30), daß das ganze Ergebnis von Satans Absichten nur eine Niederlage sein wird: der Fürst der Welt wird hinausgeworfen werden (Jak. 16, 33).

Die Zeit nach Christus

In der Kirchengeschichte setzt sich dieser Kampf fort. „Fortsetzen" ist eigentlich nicht das richtige Wort. Denn der ganze Kampf ist durch Jesu Leiden, Sterben, Auferstehen und Himmelfahrt schon entschieden. Dadurch hat Christus endgültig triumphiert, auch für all die Seinigen. Ihrer aller Triumph ist mit dem ihres Herrn eigentlich schon gegeben. Der Sieg Christi muß sich nur noch in seinem mystischen Leib auswirken. Aber der Sieg der Kirche, des Leibes Christi, ist mit dem ihres Hauptes gegeben. Christus will uns durch seine Gnade festhalten und uns so zu unserem Sieg führen. Wenn wir uns nur nicht von Ihm losreißen, wird Er das auch gewiß tun.

Für die Christen ist die Macht des Teufels ja gebrochen. Vor Christus bewachte er als der starke und wohlbewaffnete Mann sein Haus und seinen Hof, die ganze Menschheit. Christus schlug ihn aber und zerbrach seine Macht über die Getauften. Und jetzt vertreibt Er ihn durch die Kirche aus dem Menschengeschlecht, bis er schließlich mit all denjenigen, die ihm freiwillig folgten, für immer „in den Pfuhl von Feuer und Schwefel" geworfen wird (Apok. 20, 10). Und auch bei diesem Kampf in der Kirchengeschichte liegt die Initiative immer bei Gott und bei Christus, von dem zuvor immer feststeht, daß Er die Schlacht gewinnen wird. Der Teufel weiß auch, daß er geschlagen ist, immer der Geschlagene war und bleiben wird. Aber er will möglichst viele Menschen an seiner Niederlage teilnehmen lassen. Und da Christus sein Reich nur unter freien Menschen erweitern will, kann der Satan die Menschen zum Abfall von Christus und zum Widerstand gegen Gott verführen. Die Menschen, bei denen ihm das gelingt, werden nie an

Christi Triumph teilnehmen, sondern einmal auf ewig mit dem Teufel in den Abgrund fallen.

In der vorchristlichen Periode versuchte der Satan die Menschen davon abzuhalten, sich auf das zukünftige Heil zu richten. In der Zeit nach Christus, weil das Heil da *ist*, weil Christus in der Kirche weiterlebt und durch die hl. Eucharistie wie durch eine lodernde Flamme alle Menschen guten Willens an sich zieht, in dieser Zeit verlockt der Satan die Menschen dazu, sich der Kirche, der hl. Eucharistie und der Taufe zu verschließen, die zur Eucharistie den Zutritt gewährt. Er will die Menschen von Christus abhalten und auch die Christen zum Abfall bringen, durch Häresien und Schismen die Kirche zerstören und sie so viel wie möglich von innen her aushöhlen. Seine ganze Aktivität setzt also wieder die von Christus und seiner Kirche voraus, und er kann nur da zur besonders schweren Sünde verführen, wo Christi Gnade stärker waltet. Denn nur da kann er auch den Menschen zum stärkeren Widerstand gegen Christus antreiben. Wenn einer Gott durch die Sünde beleidigt und seine Gnade verloren hat, so bietet zwar Christus als Erlöser diesem sündigen Menschen eine größere Gnade, wodurch er zur Reue, Bekehrung und Rückkehr zu Gott kommen kann. Aber auch diese größere Gnade kann verworfen werden, so daß ein immer weiter schreitender Abfall von Gott möglich ist.

Die Erneuerung der Welt durch Christus geschieht nicht nur durch die Ausdehnung der Kirche unter allen Völkern. Sie geschieht auch durch die wachsende Entfaltung der Offenbarung in dem Geist der Gläubigen. Die fortschreitende Christianisierung der Mentalität der verschiedenen Völker wird durch neue Formen des christlichen und kirchlichen Lebens (z. B. Orden, Kongregationen, säkulare Institute) und durch neue Gebetsweisen (Herz-Jesu-Verehrung, Verehrung des unbefleckten Herzens Mariae, Wallfahrten nach Lourdes, Exerzitien usw.) erweitert und vertieft.

Und gerade durch dieses weitere Durchdringen Christi bekommt der Teufel seine Chancen zum Angriff. Der Satan will auf allen Gebieten den Rückgang, ja, den totalen Untergang alles Guten. Aber da er dies primär auf geistiger Ebene will, kann er technischen Fortschritt stimulieren, wenn ihm das eine Methode scheint, die Menschen endgültig (auch körperlich) zugrunde zu richten. Er will nur niederreißen und zerstören. Und dazu kann er erst ansetzen, wenn das Positive und Gute schon da ist. Sonst wäre ja nichts aufzuhalten oder zu vernichten. Sobald durch das Wirken des Hl. Geistes etwas zu keimen anfängt, das eine weitere Vertiefung der von Christus gegebenen Offenbarung ist, eine neue und fruchtbare Form evangelischen Lebens oder des Apostolats — dann versucht der Satan, dies zurückzudrängen und das Aufblühen zu ersticken. Die Schwierigkeiten, die

alle Werke Gottes bei ihrem Entstehen erfahren, haben also nicht in erster Linie ihren Ursprung in Schwächen und Fehlern von Menschen, in Unverständnis oder Erstarrung. Die tiefste Ursache der Schwierigkeiten ist immer der Satan, der den guten Willen ersticken will, indem er die Schwäche und die Sünden der Menschen ausnutzt. Wegen dieser von Gott zugelassenen Tätigkeit des Teufels tragen alle Werke Gottes das Merkmal des Kreuzes. Oft können sie nur nach Bewältigung unüberwindlich scheinender Schwierigkeiten zustandekommen. Aber wie Christus durch die scheinbare Niederlage des Kreuzes siegte, so geht es immer. Zeigen wir es an einigen Beispielen der Kirchengeschichte. Zunächst in bezug auf die Klarstellung der Glaubenslehren. Wenn ein Glaubenssatz deutlicher ausgeprägt wurde, wurde er auch angezweifelt und verneint. Als die Kirche Christus längst als Gott anbetete, trat Arius auf mit seiner Verneinung der Gottheit Christi. Nach zeitweiliger Verdunklung dieser Glaubenswahrheit siegte die Orthodoxie, und wurde die Gottheit unseres Herrn feierlich auf dem Konzil von Nicäa bestätigt. Und in dem nachnicänischen Kampf setzte sich der Glaube an die Gottheit Christi trotz vieler Schwierigkeiten siegreich durch. Als das christliche Volk Maria längst verehrte als die Theokotos, die Mutter Gottes, predigte ein Patriarch von Konstantinopel, daß Maria dieser Titel nicht zustehe, und daß man sie nur die Mutter Christi nennen könne. Das rief eine Reaktion des ganzen gläubigen Volkes hervor. Unter der Leitung von Cyrillus, dem Patriarchen von Alexandrien, wurde der glorreiche Titel „Mutter Gottes" von den Katholiken verteidigt und wurde die Lehre des Patriarchen von Konstantinopel, Nestorius, auf dem Konzil von Ephesus verworfen. Im Mittelalter entstand unter den Gläubigen eine besondere Verehrung zum hl. Altarsakrament, in dem Christus, auch nach der hl. Messe, unter Brotsgestalt anwesend bleibt. Auch hier entstand wieder Opposition: Berengarius, Wicleff, Hus und später besonders die Protestanten — was abermals zur Verurteilung der Irrtümer und zur Bestätigung der Wahrheit führte. In überaus ausführlicher und feierlicher Weise geschah das auf dem Konzil von Trient.

So haben auch alle Gründer von Orden und Kongregationen mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Die hl. Margaretha Maria Alacoque hat viel Widerstand gegen die Herz-Jesu-Verehrung erfahren müssen. Und es ist zur Genüge bekannt, daß man Bernadette Soubirous und die Kinder von Fatima durch Drohungen und schlechte Behandlung zur Widerrufung ihres Zeugnisses über die Erscheinungen der hl. Jungfrau hat bringen wollen. Aber in all diesen Fällen hat Gott die Überhand gewonnen. Die betreffenden Orden und Kongregationen sind entstanden. Die Herz-Jesu-Verehrung hat sich über die ganze (westliche) Welt verbreitet. Die Wallfahrten nach

Lourdes bestehen schon seit mehr als einem Jahrhundert, und zwar mit Genehmigung der höchsten kirchlichen Autorität. Und die Devotion zum unbefleckten Herzen Mariens ist durch die Ereignisse in Fatima stark gefördert worden. Gottes Werk geht immer auf dem Weg des Kreuzes voran. Das ist und bleibt der Weg Christi.

Worin besteht nun die Strategie des Teufels?

Wie sucht das Geheimnis der Bosheit sich aufzudrängen?

1. Der Satan versucht, sein Gebiet möglichst lange zu behalten.

2. Er versucht, das ihm verlorengegangene Gebiet soviel wie möglich wiederzugewinnen, wobei er als Ausgangsbasis das Feld benutzt, das er noch *einigermaßen* besitzt.

Das Gebiet behalten, das heißt für Satan:

— die Zulassung der Kirche in einem Teil der Welt verhindern
— es dahin bringen, daß der in Betracht kommende Staat sich der Missionierung widersetzt, so daß die Bevölkerung heidnisch bleibt.

Hier wäre zu bedenken, daß bestimmte Länder den Missionaren nahezu unzugänglich blieben (z. B. Tibet) oder daß in Japan nach einer Missionsperiode keine Missionare mehr zugelassen wurden und so das Christentum. fast ausgerottet wurde. Der Satan versucht, sein Gebiet auch zu behalten, indem er bewirkt, daß die Menschen sich geistig dem christlichen Glauben verschließen. Er will, daß die heidnischen Völker bei ihren Religionen oder Weltanschauungen verbleiben und sich einer Lebensgestaltung durch Christus widersetzen. Es ist eine aus der Missionsgeschichte bekannte Tatsache, daß „Zauberer", Götzenpriester oder heidnische Mönche der Mission entgegengearbeitet haben. (Inwieweit all diese die Kirche hintertreibenden Menschen persönlich schuldig sind, können wir Gott anheimstellen.)

In all diesen Fällen siegt Christus, wenn der heidnische Staat auf seinen Widerstand gegen die Predigung des Evangeliums verzichtet, wie es z. B. in Japan geschah. Das kann sogar dazu führen, daß in ehedem heidnischen Staaten das Christentum zur Staatsreligion wird, wie unter Kaiser Konstantin im römischen Staat. Christus siegt auch, wenn das Gedankengut heidnischer Philosophen berichtigt und in eine christliche Synthese aufgenommen wird. Das ist mit den griechischen Philosophen geschehen (Platon und Aristoteles).

Durch den Sieg Christi über das Heidentum entstand eine christliche Kultur, eine christliche Literatur, in welcher des christliche Leben beschrieben oder besungen wird; die bildenden Künste gestalteten die im Glauben angenommenen Heilstatsachen. Man denke an die mit Mosaiken geschmückten Basiliken, die romanischen, gotischen, barocken Dome mit ihren Plastiken und Glasfenstern, an die Ikonenmalerei, an einen Fra Angelico, an Matthias

Grünewald, um nur einige Stichworte zu nennen. Vor allem wurde die Musik vom christlichen Glauben inspiriert: Von der Gregorianik ging die Entwicklung zur mittelalterlichen Polyphonie über Palestrina, Orlando di Lasso, Vittoria zu den großen Meistern des Generalbaßzeitalters (Bach, Händel) über die Klassik und Romantik (Bruckner) bis zur Moderne (Strawinsky).

Immer aber sucht der Satan das verlorengegangene Gebiet zurückzugewinnen. Er versucht, die Kirche in die Enge zu treiben, indem er die Nichtkatholiken zur einer kirchenfeindlichen Haltung bewegt. Auch versucht er die Katholiken zur Sünde zu bringen, zu einem glaubenswidrigen Leben und am liebsten zum totalen Glaubensabfall. Er weiß, daß hier die größte Beute gewonnen werden kann. Die Sünde des Menschen, der Christus im Glauben gekannt hat und Ihr durch die Taufe einverleibt wurde, ist schwerer als die Sünde der Nichtchristen. Diese Tatsache kann durch mehrere Texte aus dem Neuen Testament bekräftigt werden. „Wenn der unreine Geist vom Menschen ausgefahren ist, schweift er durch öde Steppen und sucht eine Ruhestätte, findet aber keine. Dann denkt er: Ich will in mein Haus zurückkehren, aus dem ich ausgezogen bin. Und er kommt, findet es leer, schön gefegt und geschmückt. Dann geht er hin und holt noch sieben andere Geister, die schlimmer sind als er. Sie ziehen ein und lassen sich darin nieder. Und die letzten Dinge jenes Menschen werden schlimmer als die ersten." (Matth. 12, 43—45).

Fast buchstäblich dasselbe lesen wir im zweiten Petrusbrief: „Sie sind wohl der Unlauterkeit der Welt entronnen, als sie unsern Herrn und Heiland Jesus Christus kennenlernten. Aber sie haben sich dann von ihnen (den Irrlehrern) auf neue verstricken und überwältigen lassen, und so sind die letzten Dinge für sie schlimmer geworden als die ersten. Es wäre für sie besser, sie hätten den Weg der Gerechtigkeit nicht kennengelernt. So aber haben sie ihn erkannt und dennoch dem heiligen Gebote, das ihnen überliefert war, den Rücken gekehrt" (2, 20 ff).

Und sehr stark äußert sich der Verfasser des Hebräerbriefes: „Denn wer einmal erleuchtet war, die Himmelsgabe genossen und den Heiligen Geist empfangen, wer das herrliche Gotteswort und die Kräfte der künftigen Welt gekostet hat und dann abgefallen ist, läßt sich unmöglich wieder zur Umkehr bringen. Ein solcher schlägt auch den Sohn Gottes ans Kreuz und gibt ihm dem Gespötte preis" (6, 4—6).

Diese Unmöglichkeit einer Bekehrung nach dem Glaubensabfall scheint vor allem zu gelten für diejenigen, die sich nicht nur aus Schwäche vom Glauben haben abziehen lassen, sondern sich prinzipiell gegen den Glauben gewandt haben und andere in den Glaubensabfall mitreißen wollen. Und

auch dann noch soll die Unmöglichkeit einer Bekehrung nach dem Glaubensabfall nicht als eine *absolute* Umöglichkeit verstanden werden. Gott kann immer aus Steinen Kinder Abrahams erwecken, und Er ist immer bereit dazu, einem Menschen während seines irdischen Lebens die Reuegnade zu schenken. Auch der menschliche Wille behält im irdischen Leben immer die Wahl zwischen Gut und Böse. Der Text des Hebräerbriefes läßt uns immerhin befürchten, daß die Fälle der Rückkehr nach totalem und grundsätzlichem Glaubensabfall sehr selten sind. Es gibt eine gewisse moralische Unmöglichkeit der Bekehrung, und diese moralische Unmöglichkeit wird durch längere Versteifung im Unglauben immer größer.

Das vorchristliche Heidentum ist besser als das nachchristliche. Das vorchristliche Heidentum enthält gute Elemente, die, einmal von falschen Beimischungen gereinigt, in eine christliche Synthese aufgenommen werden können. Die Philosophie von Platon und Aristoteles konnte, mit den nötigen Korrekturen, von großen Kirchenlehrern benutzt werden. Für die typisch nachchristliche Philosophie von z. B. Satre scheint dies unmöglich. Hier liegt in dem Kern der Geisteshaltung eine Abweisung des Christentums. So konnte wohl der altrömische Staat das Christentum zur Staatsreligion machen, ohne sich selbst als Staat zu verleugnen, aber ein kommunistischer Staat kann das nicht, weil er grundsätzlich atheistisch ist.

Der Satan sucht das verlorene Gebiet auch zurückzugewinnen unter Zuhilfenahme dessen, was er noch mehr oder weniger besitzt. Denken wir an die „heiligen Kriege" der Mohammedaner gegen die Christen. Dem Christentum kann auch geschadet werden durch geistige Infiltration aus überwiegend heidnischen Gegenden. Hier denke ich immer an die heute in Aufnahme kommenden Praktiken der Yoga- oder Zenmeditation. Um den Wert unseres Glaubens besser zu erkennen, ist es gut, daß wir Katholiken über die Weltanschauung von Hindus und Buddhisten unterrichtet sind. Natürlich müssen wir alle guten Elemente in diesen Religionen oder Weltanschauungen anerkennen. Ich halte es auch für vertretbar, daß z. B. gewisse Yoga-Übungen für manche Leute die körperliche oder psychische Gesundheit fördern, wie auch etwa ein Spaziergang oder Gymnastik für einen Menschen heilsam sind, ohne daß dies direkt mit Tugend oder Sünde zu tun hat. *Welche* Yoga-Übungen dies sind — ob diese Übungen für alle Menschen taugen oder nur für eine bestimmte Gruppe, das ist eine Frage, die ich aus Mangel an Kompetenz nicht beantworten kann.

Ich möchte nur einige Bemerkungen machen über Yoga oder Zen *im religiösen Kontext*. Enthalten diese orientalischen Übungen Elemente, die in eine katholische Spiritualität aufgenommen werden können? Ich will diese Möglichkeit nicht ausschließen. So kennt z. B. der hl. Ignatius von

Loyola eine Gebetsweise, die er „rhythmisches Beten" nennt. Diese Gebetsweise besteht darin, „daß man bei jedem Atemzuge im Geiste betet, nachdem man mit dem Munde ein Wort von dem Gebete des Herrn oder von einem anderen Gebete gesprochen hat, so daß zwischen je zwei Atemzügen nur ein einziges Wort mündlich ausgesprochen wird, während der Dauer des Atemzuges aber die Aufmerksamkeit sich vorzüglich auf die Bedeutung jenes Wortes heftet oder auf die Person, an welche man das Gebet richtet, oder auf die eigene Niedrigkeit oder auf den Abstand, welcher zwischen der unermeßlichen Hoheit jener oder der tiefen Geringheit der eigenen Person besteht. Dasselbe Verfahre und dieselbe Regel findet ihre Anwendung auch bei den übrigen Worten des Gebetes des Herrn".

So kann man auch das Ave Maria beten, die zwölf Glaubensartikel oder ein anderes Gebet (Geistl. Üb. Nr. 258).

Wohlgemerkt! Es geht hier um ein christliches Gebet. Es geht darum, das Vaterunser, das Ave Maria oder ein anderes Gebet zu beten. Es geht um Gottesanbetung, um das Erleben unseres Verhältnisses zu unserem himmlischen Vater. Es geht um die Verehrung der Gottesmutter und um den Kontakt mit ihr. In diesem Gebet spielt eine gewisse Regelmäßigkeit des Atems eine Rolle. Es handelt sich aber nicht darum, sich selbst durch Atembeherrschung und andere Techniken in einen besonderen psychischen Zustand zu bringen. Von einer einfachen Übernahme der Yoga- oder Zenmeditation ist keine Rede. So wie diese sind, schleppen sie die Weltanschauung, aus der sie stammen, mit sich. Es wäre ganz falsch, wenn man *anstelle* des christlichen Gebetes die orientalischen Meditationsweisen pflegte. Wenn Christen das christliche Gebet vernachlässigen und *statt dessen* ihr Heil in Yoga oder Zen suchen, bevorzugen sie ja das Heidentum gegenüber dem, was Christus uns gebracht hat. Man kehrt dann zu dem zurück, was der hl. Paulus die „Elemente der Welt" (Kol. 2, 8) nennt, „schwache und armselige Elemente" (Gal. 4, 9). Dadurch, daß man das Vorchristliche bevorzugt, kommt man notwendigerweise zu einer mehr oder weniger antichristlichen Haltung. Ob dieses Antichristliche bewußt gesucht wird oder nicht: durch die Tatsache selber, daß man das christliche Gebet *eintauscht* gegen die nichtchristliche Meditation, kommt man nicht zu einem vorchristlichen Verhalten (wie bei den nichtchristlichen Völkern), sondern zu einem das Christentum abweisenden nachchristlichen.

Ich will nicht behaupten, daß all diejenigen, die heute Yoga oder Zen betreiben, sich bewußt gegen Christus stellen, aber ein Christ kann nicht (auch teilweise nicht) zum Heidentum zurückkehren, ohne etwas Antichristliches in sich aufzunehmen. Man wird notwendigerweise von der Fülle

und Tiefe des Glaubens abgelenkt und sehr leicht zu Glaubensirrtümern geführt werden.

Am 7. September 1974 erschien in „Elsevier" ein Artikel über den Film „Der Exorzist". In diesem Artikel wird u. a. Bericht erstattet über das Interview, das der Reporter von „Elsevier" mit Pastor van Dam hatte. Dieser evangelische Pfarrer machte einige m. E. sehr gute und beachtenswerte Bemerkungen. „Sowohl durch Rauschgift wie durch bestimmte orientalische Meditationstechniken gerät man leicht in den Machtbereich von Dämonen. Diese Techniken versprechen unerhörte Kräfte, aber wo kommen sie her? Unsere Erfahrung ist, daß Besessenheit oft auf transzendente Meditation zurückzuführen ist: Yoga, Zen usw. Ich will und kann nicht beurteilen, wie solche Sachen auf Asiaten einwirken. Ich stelle nur fest, was sie hier hervorrufen. Wenn ich mich willkürlich für das Reich des All oder für kosmische Kräfte aufschließe, schließe ich mich auch sehr leicht für Dämonen auf" (S. 105).

In diesem Zusammenhang empfiehlt es sich vielleicht, etwas zu sagen über parapsychologische Kräfte wie Hellsehen oder Telekinese. Das sind Taten, Wahrnehmungen oder Verrichtungen, deren die meisten Menschen nicht fähig sind. Reine Geister besitzen aber größere Kenntnisse der Naturkräfte als wir Menschen, und sie haben auch das Vermögen, tiefer auf die stoffliche Natur einzuwirken, als wir das können. Indem sie die Natur auf geistige Weise beeinflussen, können sie Effekte bewerkstelligen, die wir mit all unserer Technik nicht (oder wenigstens noch nicht) oder nicht so schnell verursachen können. Da die menschliche Seele wesenhaft geistig ist, ist diese Kenn- oder Wirkungsweise auch für Menschen einigermaßen erreichbar. Bei den meisten Menschen sind die Fähigkeiten dazu nur im Ansatz oder Keim vorhanden, so daß sie diese nicht praktisch verwenden können. Manche (die sog. parapsychologisch Begabten) besitzen sie aber in ausgeprägterem Maße und könne sie durch Übung weiterentwickeln.

Es ist selbstverständlich, daß heilige Engel, die in Gottes Diensten stehen, den Menschen bei dem Gebrauch dieser Fähigkeiten helfen können. Es scheint uns auch heute deutlich, daß mit Gottes Zulassung die Teufel den Menschen hierbei hilfreiche Hand bieten können. Die natürliche Kenn- und Wirkungskraft der Teufel ist durch ihre Sündhaftigkeit nicht ganz zerstört worden. Nun, in einem antichristlichen Zusammenhang werden es natürlich nicht die heiligen Engel sein, die die menschlichen parapsychologischen Fähigkeiten verstärken.

So ist es erklärlich, was St. Paulus über „Wunderzeichen und Zauberkünste" (2. Thess. 2, 9) schreibt, die die Menschen mit Satans Hilfe verrichten können. Diese unterscheiden sich von echten, durch Gott (oder heilige

Engel) gewirkten Zeichen durch ihre Finalität: Sie führen vom Glauben, von Gottes- und Nächstenliebe weg; sie befriedigen den Egoismus oder den Hochmut der Menschen. Der Satan wirkt hier nur als „Affe" Gottes. Menschen können mit Satans Hilfe die von Gott bewirkten Zeichen nachahmen, nachäffen. Diese falschen Zeichen sind durch ihre Effekte zu unterscheiden. Wir müssen uns also an Christi Wort halten: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" (Matth. 7, 16).

Es ist aber auch möglich, daß ungewöhnliche und exzeptionelle Phänomene auf natürliche Weise aus der parapsychologischen Veranlagung bestimmter Menschen erklärlich sind. Wenn die betreffenden Tendenzen unter Berücksichtigung ihres ganzen Kontextes nicht zum Glauben und der Liebe zu Gott führen, aber auch nicht von Ihm weg, wie es bei vielen Hellsehern der Fall ist, liegt kein Grund vor, etwas Heiliges oder Sündiges zu vermuten.

In der Geschichte vollzieht sich die Trennung der Geister

Die Trennung der Geister geschieht durch das Wirken Christi, der alles heiligen und erheben will. Es geschieht auch durch die Aktivität des Teufels, vor allem in dem Maße, wie es ihm gelingt, die Christen zum Abfall zu bringen. Dadurch werden die Menschen immer stärker in zwei Lager gespalten: in das Lager derjenigen, die Christus folgen und beim Herrn bleiben wollen — und in das Lager derer, die sich Christus immer heftiger widersetzen. Während des irdischen Lebens kann jeder noch von einem Lager ins andere übergehen, denn für den Sünder ist immer noch eine Bekehrung möglich und für den Gerechten besteht immer noch die Möglichkeit der Sünde. Doch ist dieser auf Erden bestehende Gegensatz der Anfang der ewigen Polarisation zwischen Himmel und Hölle.

Durch diesen Artikel (zuvor als Vortrag gehalten) hoffe ich verdeutlicht zu haben, daß in dem heutzutage so heftigen Kampf zwischen Gott und Satan die Initiative immer Christo vorbehalten bleibt. Da der Teufel nur Macht hat über das Äußere und Materielle und Christus primär (sei es unter äußeren Zeichen) auf die Seelen einwirkt, ist es begreiflich, daß die äußeren Machtmittel oft mehr in den Händen der Gegner Christi sind. Nach der Hl. Schrift scheint durch den am Ende der Zeiten kommenden großen Abfall die Kirche sogar zu einer kleinen Herde reduziert zu werden, aber trotzdem ist ihr der Sieg sicher.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben" (Luk. 12, 32).

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Priesterlose Gemeindegottesdienste

Eine Dokumentation

Frau Josefine Heusch, Essen, schrieb am 26. 7. 1977 folgenden Brief an Joseph Kardinal Höffner:

An den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz
Herrn Joseph Kardinal Höffner

Hochwürdigster Herr Kardinal!

Die Deutsche Tagespost brachte am 19. 7. 1977 einen Erlaß des Trierer Bischofs über priesterlosen Gottesdienst. Dieser Artikel veranlaßt mich, meine Fragen an Sie, hochwürdigster Herr Kardinal, zu richten. Was hat der priesterlose Gottesdienst, den Bischof Dr. Stein nicht gering eingeschätzt haben möchte, noch mit einer heiligen Messe gemeinsam? Soll in der „wirklichen" Notsituation nicht das persönliche Gebet dem Wirken eingeübter Laiengruppen vorzuziehen sein? Aber zuvor wären nach einem anspornenden bischöflichen Wort sicher viele Katholiken bereit, die Mühen eines notwendig gewordenen weiten Weges zu einer Kirche, in der noch ein Priester die heilige Messe feiert, auf sich zu nehmen.

Wie sollen wir Katholiken in Westdeutschland, die wir, wenn wir nicht selbst über ein Fahrzeug verfügen, doch fast alle auf gute Beförderungsmöglichkeiten im öffentlichen Straßenverkehr zurückgreifen können, vor unseren Glaubensbrüdern in der Diaspora und in den Missionsländern bestehen können? Oder erwartet man von uns keinen Einsatz mehr?

Welche Auswirkungen mag der Erlaß des Trierer Bischofs auf die jungen Menschen haben, die sich zum Priestertum berufen fühlen? Werden sie noch den nötigen Idealismus aufbringen, wenn sie hören, wie leicht ihre Aufgaben von Laien übernommen werden können?

Mit ehrfurchtsvollem Gruß
Josefine Heusch

Am 18. 1. 1978 antwortete der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, Prälat Dr. Homeyer:

Sehr geehrte Frau Heusch,
in einem Brief vom 26. 7. 1977 an Herrn Kardinal Höffner haben Sie Ihre Sorgen vorgetragen, die Sie angesichts eines Erlasses des Trierer Bischofs über sonntägliche Gemeindegottesdienste ohne Priester bedrücken. Herr Kardinal Höffner hatte mir aufgetragen, Ihren Brief zu beantworten. Es tut mir sehr leid, daß ich erst heute dazu komme. Die Verzögerung erklärt sich mit einer Panne, die bei einer Rückfrage in Trier eingetreten ist, die Sie bitte entschuldigen mögen.

Sie stellen in Ihrem Brief fünf Fragen:

1. Was hat der priesterlose Gottesdienst mit einer heiligen Messe gemeinsam?
2. Ist in wirklichen Notsituationen das persönliche Gebet nicht vorzuziehen?
3. Müßten die Gläubigen durch ein bischöfliches Wort nicht angespornt werden, die Mühen eines weiten

Weges auf sich zu nehmen, um sonntags zu einer Kirche zu kommen, in der die heilige Messe gefeiert werden kann?

4. Wie können solche Regelungen wie der Trierer Erlaß vor den Glaubensbrüdern in der Diaspora und in den Missionsländern bestehen?
5. Werden Erlasse wie der des Trierer Bischofs nicht negative Auswirkungen auf junge Menschen haben, die sich zum Priestertum berufen fühlen?

Gerne gehe ich auf Ihre von Sorge um das hohe Gut der sonntäglichen Eucharistiefeier getragenen Fragen ein, um so mehr, als diese Fragen viele Menschen bewegen und derzeit in vielen Diözesen gestellt werden; die Trierer Regelung steht ja nicht allein, sondern ist eine von vielen, wie sie derzeit in deutschen Diözesen erlassen werden müssen, weil der zunehmende Priestermangel die regelmäßige sonntägliche Eucharistiefeier in immer mehr Gebieten der Bundesrepublik Deutschland gefährdet.

Weil hier ein dringendes und zweifellos tiefgreifendes Problem unserer gegenwärtigen kirchlichen Situation in der Bundesrepublik Deutschland angesprochen ist, hat sich auch die Gemeinsame Synode in Würzburg ausführlich mit diesem Thema befaßt, und die derzeitigen Regelungen in verschiedenen Diözesen der Bundesrepublik beziehen sich auf die dort gefaßten und vom Heiligen Stuhl bestätigten Beschlüsse (vgl. den Synodenbeschluß Nr. 16 „Gottesdienst").

Die Synode kam überein: Das bedrängende Problem, daß die abnehmende Zahl der Priester es immer schwieriger macht, jeder Gemeinde an allen Sonn- und Festtagen die Eucharistiefeier zu ermöglichen, könne sicher nicht dadurch gelöst werden, daß an diesen Tagen und ihren Vorabenden immer weniger Priester immer mehr Meßfeiern halten. Die Synode legte fest: ein Priester solle höchstens dreimal am Sonntag (einschließlich der Vorabendmesse) der Eucharistiefeier vorstehen. Da jedoch die Eucharistiefeier die Hochform der gottesdienstlichen Zusammenkunft einer Gemeinde am Sonntag ist und bleibt, solle zunächst versucht werden, durch überörtliche Planung den in Betracht kommenden Gemeinden die regelmäßige Eucharistiefeier zu sichern. Die Synode regte dazu an, Absprachen zwischen benachbarten Pfarreien innerhalb eines Pfarrverbandes und Dekanates, gegebenenfalls unter Einbeziehung der zuständigen Oberen eines örtlichen Klosters, das Aushilfe leistet, zu treffen. Die Synode meinte, einer „gutversorgten" Gemeinde müsse es durchaus zugemutet werden können, zugunsten einer anderen eine Verminderung der Zahl der Meßfeiern hinzunehmen. Solidarität der kirchlichen Gemeinschaft erfordere, notwendige Einschränkungen gemeinsam zu tragen. Die Synode regte zentrale Regional- bzw. Diözesanstellen an, die solche Priester zur Aushilfe vermittelt, die kürzer oder länger nicht an eine bestimmte Gemeinde gebunden sind, und sie bat solche Priester ausdrücklich, sich auch für Gottesdienste in Orten, die etwas weiter entfernt sind, zur Verfügung zu stellen.

Doch auch, wenn man alle Möglichkeiten ausschöpft, wird die Zahl der Gemeinden (kleinere Pfarrgemeinden, Filialorte) zunehmen, in denen nur noch ein- oder zweimal im Monat an den Sonntagen eine Eucharistiefeier gehalten werden kann. Hierzu stellte die Synode fest — und sie ging damit auf Fragen wie Ihre Frage 1 ein: „Pastorale Erfahrungen und liturgische Überlegungen raten aber dringend dazu, in diesen Gemeinden dennoch regelmäßig an Sonn- und Feiertagen eine gottesdienstliche Versammlung zu halten, auch wenn es — weil ein Priester fehlt — nicht immer

eine Meßfeier sein kann." Die Notwendigkeit sonntäglicher Gottesdienste ohne Priester, die keine Eucharistiefeier sein können, begründet sie damit, „daß die Gemeinde der Glaubenden von ihrem Wesen und ihrem Auftrag her immer neu auf das Zusammenkommen, die Versammlung, besonders am Herrentag, angewiesen ist, um ihre Gemeinschaft im Glauben zu erfahren und zu bekunden". Im einzelnen zählt die Synode dafür folgende theologisch bedeutsamen Motive auf: „Auch wenn eine solche Versammlung nur die Form eines Wort- und Kommunionsgottesdienstes hat,

— so wird sich in dieser Feier die Gemeinde ihrer Verbundenheit und Einheit mit den anderen Gemeinden des Herrn bewußt;
— sie gewinnt aus dem Hören des Wortes Gottes Weisung und Kraft für ihr Leben und ihr Glaubenszeugnis;
— sie begegnet Christus und empfängt ihn in seinem Wort und in seiner eucharistischen Speise;
— sie verehrt Gott und wirkt mit am Heil der Menschen;
— sie wird im Gebet ihrer Abhängigkeit von Gott und seiner Treue inne;
— sie bekennt ihren Glauben und preist Gott."

Die Synode resümiert: „So ist auch in dieser Feier der Herr gegenwärtig, es wird wirklich Liturgie gefeiert."

Man kann wohl nicht bestreiten: Was die Synode hier aufzählt, sind gewichtige, das Wesen der Kirche, das Wesen der Einzelgemeinde und das Wesen ihres Gottesdienstes tief betreffende Zusammenhänge. Von ihnen her ergibt sich auch eine Antwort auf Ihre Frage 2, ob in den Notsituationen solcher Gemeinden das persönliche Gebet nicht den Gottesdiensten ohne Priester vorzuziehen sei. Die Synode hat bei der Behandlung der sogenannten „Sonntagspflicht" ausdrücklich darauf hingewiesen: Wer aus irgendeinem persönlichen Grund nicht an der Feier der Sonntagsmesse teilnehmen könne, „der sollte sich im Gebet der Kirche innerlich verbinden". Die Schwierigkeiten, von denen sie hier spricht, sind jedoch die Schwierigkeiten einzelner Christen. Wenn aber auf noch nicht absehbare Zeit eine wachsende Zahl von ganzen Gemeinden nicht mehr regelmäßig die sonntägliche Eucharistie feiern kann, dann wiegen die oben angeführten Zusammenhänge so schwer, daß nach Meinung der Synode als „Ersatz" nicht nur das persönliche Gebet dienen kann. Die für die Leitung der Kirche Verantwortlichen müßten vielmehr in allen Situationen, in denen sonntags eine Eucharistiefeier nicht möglich ist, mit allem Nachdruck die Feier von Gottesdiensten anstreben, die von einem Diakon oder Laien geleitet werden. Es geht ja nicht nur um das Gebet des einzelnen. Vielmehr ist die Bedeutung der gottesdienstlichen Versammlung für das Leben einer Gemeinde und für den Glauben des einzelnen wie auch die rechte Feier des Sonntags so groß, daß die Synode sich zu der dringenden Einladung an alle Gläubigen in den betreffenden Gemeinden veranlaßt sieht, an den priesterlosen Gottesdiensten nicht weniger als an der Meßfeier teilzunehmen. Diese Einladung unterstreichend fügt sie hinzu: In solchen Situationen sei damit auch „der Sinn der Sonntagspflicht" erfüllt.

In Ihrer Frage 3 befürworten Sie, die Bischöfe möchten die Gläubigen lieber anspornen, die Mühen weiter Wege zu Kirchen auf sich zu nehmen, in denen sonntägliche Messen gefeiert werden können. Über die bereits genannten schwerwiegenden Gesichtspunkte für eine regelmäßige Fortsetzung der gottesdienstlichen Gemeindeversammlung am Ort, auch wenn keine Eucharistie ge-

feiert werden kann, hinaus hat die Synode zu Ihrer Frage noch folgendes zu überlegen gegeben: „In ländlichen Gebieten wird als Lösung gelegentlich empfohlen, die Eucharistiefeiern auf bestimmte Mittelpunktsorte zu konzentrieren. Gewiß wird man im Hinblick auf die sonst übliche Mobilität erwarten dürfen, daß man nicht nur wegen der besseren Schulbildung oder wegen des Besuchs von Behörden und Einkaufszentren eine längere Anfahrt auf sich nimmt, sondern mindestens ebenso wegen des sonntäglichen Gottesdienstes. Doch muß auch beachtet werden, daß eine gesellschaftlich verbundene Gemeinde das berechtigte Bestreben hat, sich an ihrem Ort zum Gottesdienst zu versammeln und nicht an einem als ‚fremd' empfundenen Zentralort. Die in der Geschichte gewachsenen und im gesellschaftlichen Leben noch wirksamen Strukturen werden häufig zerstört, wenn solchen Gemeinden (z. B. auf dem Land, am Stadtrand) nach Wegfall der Schule, der kommunalen Selbstverwaltung, der Schwesternstation und ähnlichem auch noch die Kommunikationsmitte des gemeindeeigenen Gottesdienstes genommen würde. Lebendige und tragfähige Basisgemeinden, um deren Bildung man sich sonst bemüht und die hier bestehen, würden ohne ihre gottesdienstliche Darstellung am Sonntag bald nicht mehr wirksam sein; denn die gelegentliche Eucharistiefeier am Werktag vermag den Verlust nicht zu ersetzen. Indem die Kirche den Gemeindegottesdienst aufrecht erhält, kann sie auf ihre Weise der Verkümmerung solcher Gemeinden entgegenwirken.." Wer Kirche auch als die soziale Bedingung des Glaubens des einzelnen erkennt, wird das Gewicht auch dieser Einsicht anerkennen müssen.

Auch Ihre Frage 4, wie unsere Gemeinden mit solchen Lösungen vor ihren Glaubensbrüdern in der Diaspora und in den Missionen bestehen können, ist von daher zu sehen. Ja, die Anregungen zu sonntäglichen Gemeindegottesdiensten, auch wenn sie nur von Diakonen oder Laien geleitet werden können, kommen gerade aus den Erfahrungen der Diaspora und der Missionsländer. Wenn die Synode sagt, daß die Gemeinden auf die neue Situation eingehend vorbereitet werden müßten und dabei neben „theologischen Gründen" eigens auch die „Vermittlung von Erfahrungen" nennt, dann meint sie unter anderem auch ausdrücklich „die reichen Erfahrungen, die in dieser Frage zum Beispiel in der Diaspora oder in vorbildlichen Bemühungen in der DDR schon gemacht sind". Gerade diese Erfahrungen lehren nach Meinung der Synode: „Auch hier kann die Not eine Chance bedeuten, eine Gemeinde zu verlebendigen, indem sie sich nicht einfach versorgen läßt, sondern ihre Mitverantwortung für den sonntäglichen Gottesdienst erkennt und ergreift."

Von dieser Chance her ist wohl auch Ihre Frage 5 zu sehen, welche Auswirkungen diese Entwicklungen auf die jungen Menschen haben mögen, die sich zum Priestertum berufen fühlen. Ich bin mit der Synode der Überzeugung, daß die in unserem Land spürbar werdenden Notsituationen und die durch sie herausgeforderte stärkere Mitverantwortung der Gemeinden und einzelnen Gläubigen eher ein Klima der Bestärkung, als ein Klima der Entmutigung für zum Priesterberuf entschlossene junge Menschen darstellt. Im übrigen hat gerade der von Ihnen zum Grund der Anfrage gemachte Erlaß des Bischofs von Trier angeordnet, daß in jedem sonntäglichen Gemeindegottesdienst ohne Priester ausdrücklich um Priester gebetet werden solle, was sicher sonst nicht in jedem Sonntagsgottesdienst geschieht.

Sehr geehrte Frau Heusch, ich hoffe, es wird Ihnen nicht schwerfallen zu erkennen und zuzugestehen, wie von großem Ernst geleitet die Synode und die Bischöfe in einer ernsten Situation nach einer verantwortungsvollen Lösung gesucht haben und suchen. Diese Lösung wird freilich immer eine Notlösung bleiben müssen, wie die Synode zusammenfassend feststellt: „Bei all den notwendigen Bemühungen um einen sonntäglichen Gottesdienst ohne Priester muß deutlich bleiben, daß es sich um eine Notsituation handelt, die alle zur Sorge um genügend Priester aufruft." Darf ich hoffen, daß Sie diese Antwort auf Ihre Fragen befriedigend finden — soweit Notlösungen befriedigen können — und das Bestreben der Synode und der Bischöfe unterstützen?

Mit freundlichen Grüßen
Dr. Homeyer

Frau Josefine Heusch, Essen, schrieb daraufhin am 31. 1. 1978:

Sehr geehrter Herr Prälat
Dr. Homeyer!

Für Ihren Brief (Nr. 8831/77 H/Ks), den Sie mir im Auftrag des hochwürdigen Herrn Kardinal Höffner zukommen ließen, danke ich Ihnen. Obwohl ich Ihr ausführliches Schreiben wiederholt aufmerksam gelesen habe, zerstreute es doch nicht die von mir geäußerten Bedenken.

Das Résumé der Synode, daß der Herr bei einem Wortgottesdienst gegenwärtig ist, will ich gern gelten lassen. Ich hoffe und glaube darüber hinaus, daß der Herr auch bei vielen anderen Gelegenheiten (so auch beim persönlichen Gebet) bei uns ist! Wenn aber die heilige Eucharistie, wie das Konzil hervorhebt, das größte Geschenk ist, und wenn das wesentlichste der heiligen Messe die Erneuerung des Kreuzesopfers Christi ist, dann kann man doch um der Gemeinschaft mit einer „gewachsenen Gemeinde" willen auf dieses Geschenk nicht verzichten. Und ich bin sicher, daß man auch unter völlig fremden Menschen nicht verlassen wäre.

Wenn ich darüber hinaus das Bestreben der Synode auch auf anderen Gebieten (z. B. dem der Ehemoral) nicht unterstützen kann, befinde ich mich doch in der Gesellschaft namhafter Theologen, die ihre Meinung bei einer Umfrage in der D.T. äußerten.

Das Bestreben *der* Bischöfe zu unterstützen, ist oft nur schwerlich durchzuführen, wenn ein Bischof (von Trier) sehr schnell die Teilnahme an einem Wortgottesdienst als mögliche Erfüllung der Sonntagspflicht proklamiert, ein anderer Bischof zum gleichen Zeitpunkt, also doch in derselben Notsituation, keineswegs bereit ist, diese Regelung für sein Bistum (Regensburg) gelten zu lassen.

Wenn Sie mit der Synode die Überzeugung teilen, daß aus der zitierten Notsituation und Mitverantwortung, etwa beim Wortgottesdienst, junge Menschen, die zum Priesterberuf entschlossen sind, bestärkt werden, fürchte ich, daß aus der Situation Redner und Akteure, nicht aber gute Priester, die wir so nötig brauchen, erwachsen.

Hochachtungsvoll
Josefine Heusch

Loyola eine Gebetsweise, die er „rhythmisches Beten" nennt. Diese Gebetsweise besteht darin, „daß man bei jedem Atemzuge im Geiste betet, nachdem man mit dem Munde ein Wort von dem Gebete des Herrn oder von einem anderen Gebete gesprochen hat, so daß zwischen je zwei Atemzügen nur ein einziges Wort mündlich ausgesprochen wird, während der Dauer des Atemzuges aber die Aufmerksamkeit sich vorzüglich auf die Bedeutung jenes Wortes heftet oder auf die Person, an welche man das Gebet richtet, oder auf die eigene Niedrigkeit oder auf den Abstand, welcher zwischen der unermeßlichen Hoheit jener oder der tiefen Geringheit der eigenen Person besteht. Dasselbe Verfahre und dieselbe Regel findet ihre Anwendung auch bei den übrigen Worten des Gebetes des Herrn".

So kann man auch das Ave Maria beten, die zwölf Glaubensartikel oder ein anderes Gebet (Geistl. Üb. Nr. 258).

Wohlgemerkt! Es geht hier um ein christliches Gebet. Es geht darum, das Vaterunser, das Ave Maria oder ein anderes Gebet zu beten. Es geht um Gottesanbetung, um das Erleben unseres Verhältnisses zu unserem himmlischen Vater. Es geht um die Verehrung der Gottesmutter und um den Kontakt mit ihr. In diesem Gebet spielt eine gewisse Regelmäßigkeit des Atems eine Rolle. Es handelt sich aber nicht darum, sich selbst durch Atembeherrschung und andere Techniken in einen besonderen psychischen Zustand zu bringen. Von einer einfachen Übernahme der Yoga- oder Zenmeditation ist keine Rede. So wie diese sind, schleppen sie die Weltanschauung, aus der sie stammen, mit sich. Es wäre ganz falsch, wenn man *anstelle* des christlichen Gebetes die orientalischen Meditationsweisen pflegte. Wenn Christen das christliche Gebet vernachlässigen und *statt dessen* ihr Heil in Yoga oder Zen suchen, bevorzugen sie ja das Heidentum gegenüber dem, was Christus uns gebracht hat. Man kehrt dann zu dem zurück, was der hl. Paulus die „Elemente der Welt" (Kol. 2, 8) nennt, „schwache und armselige Elemente" (Gal. 4, 9). Dadurch, daß man das Vorchristliche bevorzugt, kommt man notwendigerweise zu einer mehr oder weniger antichristlichen Haltung. Ob dieses Antichristliche bewußt gesucht wird oder nicht: durch die Tatsache selber, daß man das christliche Gebet *eintauscht* gegen die nichtchristliche Meditation, kommt man nicht zu einem vorchristlichen Verhalten (wie bei den nichtchristlichen Völkern), sondern zu einem das Christentum abweisenden nachchristlichen.

Ich will nicht behaupten, daß all diejenigen, die heute Yoga oder Zen betreiben, sich bewußt gegen Christus stellen, aber ein Christ kann nicht (auch teilweise nicht) zum Heidentum zurückkehren, ohne etwas Antichristliches in sich aufzunehmen. Man wird notwendigerweise von der Fülle

und Tiefe des Glaubens abgelenkt und sehr leicht zu Glaubensirrtümern geführt werden.

Am 7. September 1974 erschien in „Elsevier" ein Artikel über den Film „Der Exorzist". In diesem Artikel wird u. a. Bericht erstattet über das Interview, das der Reporter von „Elsevier" mit Pastor van Dam hatte. Dieser evangelische Pfarrer machte einige m. E. sehr gute und beachtenswerte Bemerkungen. „Sowohl durch Rauschgift wie durch bestimmte orientalische Meditationstechniken gerät man leicht in den Machtbereich von Dämonen. Diese Techniken versprechen unerhörte Kräfte, aber wo kommen sie her? Unsere Erfahrung ist, daß Besessenheit oft auf transzendente Meditation zurückzuführen ist: Yoga, Zen usw. Ich will und kann nicht beurteilen, wie solche Sachen auf Asiaten einwirken. Ich stelle nur fest, was sie hier hervorrufen. Wenn ich mich willkürlich für das Reich des All oder für kosmische Kräfte aufschließe, schließe ich mich auch sehr leicht für Dämonen auf" (S. 105).

In diesem Zusammenhang empfiehlt es sich vielleicht, etwas zu sagen über parapsychologische Kräfte wie Hellsehen oder Telekinese. Das sind Taten, Wahrnehmungen oder Verrichtungen, deren die meisten Menschen nicht fähig sind. Reine Geister besitzen aber größere Kenntnisse der Naturkräfte als wir Menschen, und sie haben auch das Vermögen, tiefer auf die stoffliche Natur einzuwirken, als wir das können. Indem sie die Natur auf geistige Weise beeinflussen, können sie Effekte bewerkstelligen, die wir mit all unserer Technik nicht (oder wenigstens noch nicht) oder nicht so schnell verursachen können. Da die menschliche Seele wesenhaft geistig ist, ist diese Kenn- oder Wirkungsweise auch für Menschen einigermaßen erreichbar. Bei den meisten Menschen sind die Fähigkeiten dazu nur im Ansatz oder Keim vorhanden, so daß sie diese nicht praktisch verwenden können. Manche (die sog. parapsychologisch Begabten) besitzen sie aber in ausgeprägterem Maße und könne sie durch Übung weiterentwickeln.

Es ist selbstverständlich, daß heilige Engel, die in Gottes Diensten stehen, den Menschen bei dem Gebrauch dieser Fähigkeiten helfen können. Es scheint uns auch heute deutlich, daß mit Gottes Zulassung die Teufel den Menschen hierbei hilfreiche Hand bieten können. Die natürliche Kenn- und Wirkungskraft der Teufel ist durch ihre Sündhaftigkeit nicht ganz zerstört worden. Nun, in einem antichristlichen Zusammenhang werden es natürlich nicht die heiligen Engel sein, die die menschlichen parapsychologischen Fähigkeiten verstärken.

So ist es erklärlich, was St. Paulus über „Wunderzeichen und Zauberkünste" (2. Thess. 2, 9) schreibt, die die Menschen mit Satans Hilfe verrichten können. Diese unterscheiden sich von echten, durch Gott (oder heilige

Engel) gewirkten Zeichen durch ihre Finalität: Sie führen vom Glauben, von Gottes- und Nächstenliebe weg; sie befriedigen den Egoismus oder den Hochmut der Menschen. Der Satan wirkt hier nur als „Affe" Gottes. Menschen können mit Satans Hilfe die von Gott bewirkten Zeichen nachahmen, nachäffen. Diese falschen Zeichen sind durch ihre Effekte zu unterscheiden. Wir müssen uns also an Christi Wort halten: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" (Matth. 7, 16).

Es ist aber auch möglich, daß ungewöhnliche und exzeptionelle Phänomene auf natürliche Weise aus der parapsychologischen Veranlagung bestimmter Menschen erklärlich sind. Wenn die betreffenden Tendenzen unter Berücksichtigung ihres ganzen Kontextes nicht zum Glauben und der Liebe zu Gott führen, aber auch nicht von Ihm weg, wie es bei vielen Hellsehern der Fall ist, liegt kein Grund vor, etwas Heiliges oder Sündiges zu vermuten.

In der Geschichte vollzieht sich die Trennung der Geister

Die Trennung der Geister geschieht durch das Wirken Christi, der alles heiligen und erheben will. Es geschieht auch durch die Aktivität des Teufels, vor allem in dem Maße, wie es ihm gelingt, die Christen zum Abfall zu bringen. Dadurch werden die Menschen immer stärker in zwei Lager gespalten: in das Lager derjenigen, die Christus folgen und beim Herrn bleiben wollen — und in das Lager derer, die sich Christus immer heftiger widersetzen. Während des irdischen Lebens kann jeder noch von einem Lager ins andere übergehen, denn für den Sünder ist immer noch eine Bekehrung möglich und für den Gerechten besteht immer noch die Möglichkeit der Sünde. Doch ist dieser auf Erden bestehende Gegensatz der Anfang der ewigen Polarisation zwischen Himmel und Hölle.

Durch diesen Artikel (zuvor als Vortrag gehalten) hoffe ich verdeutlicht zu haben, daß in dem heutzutage so heftigen Kampf zwischen Gott und Satan die Initiative immer Christo vorbehalten bleibt. Da der Teufel nur Macht hat über das Äußere und Materielle und Christus primär (sei es unter äußeren Zeichen) auf die Seelen einwirkt, ist es begreiflich, daß die äußeren Machtmittel oft mehr in den Händen der Gegner Christi sind. Nach der Hl. Schrift scheint durch den am Ende der Zeiten kommenden großen Abfall die Kirche sogar zu einer kleinen Herde reduziert zu werden, aber trotzdem ist ihr der Sieg sicher.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben" (Luk. 12, 32).

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Priesterlose Gemeindegottesdienste

Eine Dokumentation

Frau Josefine Heusch, Essen, schrieb am 26. 7. 1977 folgenden Brief an Joseph Kardinal Höffner:

An den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz
Herrn Joseph Kardinal Höffner

Hochwürdigster Herr Kardinal!

Die Deutsche Tagespost brachte am 19. 7. 1977 einen Erlaß des Trierer Bischofs über priesterlosen Gottesdienst. Dieser Artikel veranlaßt mich, meine Fragen an Sie, hochwürdigster Herr Kardinal, zu richten. Was hat der priesterlose Gottesdienst, den Bischof Dr. Stein nicht gering eingeschätzt haben möchte, noch mit einer heiligen Messe gemeinsam? Soll in der „wirklichen" Notsituation nicht das persönliche Gebet dem Wirken eingeübter Laiengruppen vorzuziehen sein? Aber zuvor wären nach einem anspornenden bischöflichen Wort sicher viele Katholiken bereit, die Mühen eines notwendig gewordenen weiten Weges zu einer Kirche, in der noch ein Priester die heilige Messe feiert, auf sich zu nehmen.

Wie sollen wir Katholiken in Westdeutschland, die wir, wenn wir nicht selbst über ein Fahrzeug verfügen, doch fast alle auf gute Beförderungsmöglichkeiten im öffentlichen Straßenverkehr zurückgreifen können, vor unseren Glaubensbrüdern in der Diaspora und in den Missionsländern bestehen können? Oder erwartet man von uns keinen Einsatz mehr?

Welche Auswirkungen mag der Erlaß des Trierer Bischofs auf die jungen Menschen haben, die sich zum Priestertum berufen fühlen? Werden sie noch den nötigen Idealismus aufbringen, wenn sie hören, wie leicht ihre Aufgaben von Laien übernommen werden können?

Mit ehrfurchtsvollem Gruß
Josefine Heusch

Am 18. 1. 1978 antwortete der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, Prälat Dr. Homeyer:

Sehr geehrte Frau Heusch,
in einem Brief vom 26. 7. 1977 an Herrn Kardinal Höffner haben Sie Ihre Sorgen vorgetragen, die Sie angesichts eines Erlasses des Trierer Bischofs über sonntägliche Gemeindegottesdienste ohne Priester bedrücken. Herr Kardinal Höffner hatte mir aufgetragen, Ihren Brief zu beantworten. Es tut mir sehr leid, daß ich erst heute dazu komme Die Verzögerung erklärt sich mit einer Panne, die bei einer Rückfrage in Trier eingetreten ist, die Sie bitte entschuldigen mögen.

Sie stellen in Ihrem Brief fünf Fragen:

1. Was hat der priesterlose Gottesdienst mit einer heiligen Messe gemeinsam?
2. Ist in wirklichen Notsituationen das persönliche Gebet nicht vorzuziehen?
3. Müßten die Gläubigen durch ein bischöfliches Wort nicht angespornt werden, die Mühen eines weiten

Weges auf sich zu nehmen, um sonntags zu einer Kirche zu kommen, in der die heilige Messe gefeiert werden kann?

4. Wie können solche Regelungen wie der Trierer Erlaß vor den Glaubensbrüdern in der Diaspora und in den Missionsländern bestehen?
5. Werden Erlasse wie der des Trierer Bischofs nicht negative Auswirkungen auf junge Menschen haben, die sich zum Priestertum berufen fühlen?

Gerne gehe ich auf Ihre von Sorge um das hohe Gut der sonntäglichen Eucharistiefeier getragenen Fragen ein, um so mehr, als diese Fragen viele Menschen bewegen und derzeit in vielen Diözesen gestellt werden; die Trierer Regelung steht ja nicht allein, sondern ist eine von vielen, wie sie derzeit in deutschen Diözesen erlassen werden müssen, weil der zunehmende Priestermangel die regelmäßige sonntägliche Eucharistiefeier in immer mehr Gebieten der Bundesrepublik Deutschland gefährdet.

Weil hier ein dringendes und zweifellos tiefgreifendes Problem unserer gegenwärtigen kirchlichen Situation in der Bundesrepublik Deutschland angesprochen ist, hat sich auch die Gemeinsame Synode in Würzburg ausführlich mit diesem Thema befaßt, und die derzeitigen Regelungen in verschiedenen Diözesen der Bundesrepublik beziehen sich auf die dort gefaßten und vom Heiligen Stuhl bestätigten Beschlüsse (vgl. den Synodenbeschluß Nr. 16 „Gottesdienst").

Die Synode kam überein: Das bedrängende Problem, daß die abnehmende Zahl der Priester es immer schwieriger macht, jeder Gemeinde an allen Sonn- und Festtagen die Eucharistiefeier zu ermöglichen, könne sicher nicht dadurch gelöst werden, daß an diesen Tagen und ihren Vorabenden immer weniger Priester immer mehr Meßfeiern halten. Die Synode legte fest: ein Priester solle höchstens dreimal am Sonntag (einschließlich der Vorabendmesse) der Eucharistiefeier vorstehen. Da jedoch die Eucharistiefeier die Hochform der gottesdienstlichen Zusammenkunft einer Gemeinde am Sonntag ist und bleibt, solle zunächst versucht werden, durch überörtliche Planung den in Betracht kommenden Gemeinden die regelmäßige Eucharistiefeier zu sichern. Die Synode regte dazu an, Absprachen zwischen benachbarten Pfarreien innerhalb eines Pfarrverbandes und Dekanates, gegebenenfalls unter Einbeziehung der zuständigen Oberen eines örtlichen Klosters, das Aushilfe leistet, zu treffen. Die Synode meinte, einer „gutversorgten" Gemeinde müsse es durchaus zugemutet werden können, zugunsten einer anderen eine Verminderung der Zahl der Meßfeiern hinzunehmen. Solidarität der kirchlichen Gemeinschaft erfordere, notwendige Einschränkungen gemeinsam zu tragen. Die Synode regte zentrale Regional- bzw. Diözesanstellen an, die solche Priester zur Aushilfe vermittelt, die kürzer oder länger nicht an eine bestimmte Gemeinde gebunden sind, und sie bat solche Priester ausdrücklich, sich auch für Gottesdienste in Orten, die etwas weiter entfernt sind, zur Verfügung zu stellen.

Doch auch, wenn man alle Möglichkeiten ausschöpft, wird die Zahl der Gemeinden (kleinere Pfarrgemeinden, Filialorte) zunehmen, in denen nur noch ein- oder zweimal im Monat an den Sonntagen eine Eucharistiefeier gehalten werden kann. Hierzu stellte die Synode fest — und sie ging damit auf Fragen wie Ihre Frage 1 ein: „Pastorale Erfahrungen und liturgische Überlegungen raten aber dringend dazu, in diesen Gemeinden dennoch regelmäßig an Sonn- und Feiertagen eine gottesdienstliche Versammlung zu halten, auch wenn es — weil ein Priester fehlt — nicht immer

eine Meßfeier sein kann." Die Notwendigkeit sonntäglicher Gottesdienste ohne Priester, die keine Eucharistiefeier sein können, begründet sie damit, „daß die Gemeinde der Glaubenden von ihrem Wesen und ihrem Auftrag her immer neu auf das Zusammenkommen, die Versammlung, besonders am Herrentag, angewiesen ist, um ihre Gemeinschaft im Glauben zu erfahren und zu bekunden". Im einzelnen zählt die Synode dafür folgende theologisch bedeutsamen Motive auf: „Auch wenn eine solche Versammlung nur die Form eines Wort- und Kommunionsgottesdienstes hat,

— so wird sich in dieser Feier die Gemeinde ihrer Verbundenheit und Einheit mit den anderen Gemeinden des Herrn bewußt;
— sie gewinnt aus dem Hören des Wortes Gottes Weisung und Kraft für ihr Leben und ihr Glaubenszeugnis;
— sie begegnet Christus und empfängt ihn in seinem Wort und in seiner eucharistischen Speise;
— sie verehrt Gott und wirkt mit am Heil der Menschen;
— sie wird im Gebet ihrer Abhängigkeit von Gott und seiner Treue inne;
— sie bekennt ihren Glauben und preist Gott."

Die Synode resümiert: „So ist auch in dieser Feier der Herr gegenwärtig, es wird wirklich Liturgie gefeiert."

Man kann wohl nicht bestreiten: Was die Synode hier aufzählt, sind gewichtige, das Wesen der Kirche, das Wesen der Einzelgemeinde und das Wesen ihres Gottesdienstes tief betreffende Zusammenhänge. Von ihnen her ergibt sich auch eine Antwort auf Ihre Frage 2, ob in den Notsituationen solcher Gemeinden das persönliche Gebet nicht den Gottesdiensten ohne Priester vorzuziehen sei. Die Synode hat bei der Behandlung der sogenannten „Sonntagspflicht" ausdrücklich darauf hingewiesen: Wer aus irgendeinem persönlichen Grund nicht an der Feier der Sonntagsmesse teilnehmen könne, „der sollte sich im Gebet der Kirche innerlich verbinden". Die Schwierigkeiten, von denen sie hier spricht, sind jedoch die Schwierigkeiten einzelner Christen. Wenn aber auf noch nicht absehbare Zeit eine wachsende Zahl von ganzen Gemeinden nicht mehr regelmäßig die sonntägliche Eucharistie feiern kann, dann wiegen die oben angeführten Zusammenhänge so schwer, daß nach Meinung der Synode als „Ersatz" nicht nur das persönliche Gebet dienen kann. Die für die Leitung der Kirche Verantwortlichen müßten vielmehr in allen Situationen, in denen sonntags eine Eucharistiefeier nicht möglich ist, mit allem Nachdruck die Feier von Gottesdiensten anstreben, die von einem Diakon oder Laien geleitet werden. Es geht ja nicht nur um das Gebet des einzelnen. Vielmehr ist die Bedeutung der gottesdienstlichen Versammlung für das Leben einer Gemeinde und für den Glauben des einzelnen wie auch die rechte Feier des Sonntags so groß, daß die Synode sich zu der dringenden Einladung an alle Gläubigen in den betreffenden Gemeinden veranlaßt sieht, an den priesterlosen Gottesdiensten nicht weniger als an der Meßfeier teilzunehmen. Diese Einladung unterstreichend fügt sie hinzu: In solchen Situationen sei damit auch „der Sinn der Sonntagspflicht" erfüllt.

In Ihrer Frage 3 befürworten Sie, die Bischöfe möchten die Gläubigen lieber anspornen, die Mühen weiter Wege zu Kirchen auf sich zu nehmen, in denen sonntägliche Messen gefeiert werden können. Über die bereits genannten schwerwiegenden Gesichtspunkte für eine regelmäßige Fortsetzung der gottesdienstlichen Gemeindeversammlung am Ort, auch wenn keine Eucharistie ge-

feiert werden kann, hinaus hat die Synode zu Ihrer Frage noch folgendes zu überlegen gegeben: „In ländlichen Gebieten wird als Lösung gelegentlich empfohlen, die Eucharistiefeiern auf bestimmte Mittelpunktsorte zu konzentrieren. Gewiß wird man im Hinblick auf die sonst übliche Mobilität erwarten dürfen, daß man nicht nur wegen der besseren Schulbildung oder wegen des Besuchs von Behörden und Einkaufszentren eine längere Anfahrt auf sich nimmt, sondern mindestens ebenso wegen des sonntäglichen Gottesdienstes. Doch muß auch beachtet werden, daß eine gesellschaftlich verbundene Gemeinde das berechtigte Bestreben hat, sich an ihrem Ort zum Gottesdienst zu versammeln und nicht an einem als ‚fremd' empfundenen Zentralort. Die in der Geschichte gewachsenen und im gesellschaftlichen Leben noch wirksamen Strukturen werden häufig zerstört, wenn solchen Gemeinden (z. B. auf dem Land, am Stadtrand) nach Wegfall der Schule, der kommunalen Selbstverwaltung, der Schwesternstation und ähnlichem auch noch die Kommunikationsmitte des gemeindeeigenen Gottesdienstes genommen würde. Lebendige und tragfähige Basisgemeinden, um deren Bildung man sich sonst bemüht und die hier bestehen, würden ohne ihre gottesdienstliche Darstellung am Sonntag bald nicht mehr wirksam sein; denn die gelegentliche Eucharistiefeier am Werktag vermag den Verlust nicht zu ersetzen. Indem die Kirche den Gemeindegottesdienst aufrecht erhält, kann sie auf ihre Weise der Verkümmerung solcher Gemeinden entgegenwirken.." Wer Kirche auch als die soziale Bedingung des Glaubens des einzelnen erkennt, wird das Gewicht auch dieser Einsicht anerkennen müssen.

Auch Ihre Frage 4, wie unsere Gemeinden mit solchen Lösungen vor ihren Glaubensbrüdern in der Diaspora und in den Missionen bestehen können, ist von daher zu sehen. Ja, die Anregungen zu sonntäglichen Gemeindegottesdiensten, auch wenn sie nur von Diakonen oder Laien geleitet werden können, kommen gerade aus den Erfahrungen der Diaspora und der Missionsländer. Wenn die Synode sagt, daß die Gemeinden auf die neue Situation eingehend vorbereitet werden müßten und dabei neben „theologischen Gründen" eigens auch die „Vermittlung von Erfahrungen" nennt, dann meint sie unter anderem auch ausdrücklich „die reichen Erfahrungen, die in dieser Frage zum Beispiel in der Diaspora oder in vorbildlichen Bemühungen in der DDR schon gemacht sind". Gerade diese Erfahrungen lehren nach Meinung der Synode: „Auch hier kann die Not eine Chance bedeuten, eine Gemeinde zu verlebendigen, indem sie sich nicht einfach versorgen läßt, sondern ihre Mitverantwortung für den sonntäglichen Gottesdienst erkennt und ergreift."

Von dieser Chance her ist wohl auch Ihre Frage 5 zu sehen, welche Auswirkungen diese Entwicklungen auf die jungen Menschen haben mögen, die sich zum Priestertum berufen fühlen. Ich bin mit der Synode der Überzeugung, daß die in unserem Land spürbar werdenden Notsituationen und die durch sie herausgeforderte stärkere Mitverantwortung der Gemeinden und einzelnen Gläubigen eher ein Klima der Bestärkung, als ein Klima der Entmutigung für zum Priesterberuf entschlossene junge Menschen darstellt. Im übrigen hat gerade der von Ihnen zum Grund der Anfrage gemachte Erlaß des Bischofs von Trier angeordnet, daß in jedem sonntäglichen Gemeindegottesdienst ohne Priester ausdrücklich um Priester gebetet werden solle, was sicher sonst nicht in jedem Sonntagsgottesdienst geschieht.

Sehr geehrte Frau Heusch, ich hoffe, es wird Ihnen nicht schwerfallen zu erkennen und zuzugestehen, wie von großem Ernst geleitet die Synode und die Bischöfe in einer ernsten Situation nach einer verantwortungsvollen Lösung gesucht haben und suchen. Diese Lösung wird freilich immer eine Notlösung bleiben müssen, wie die Synode zusammenfassend feststellt: „Bei all den notwendigen Bemühungen um einen sonntäglichen Gottesdienst ohne Priester muß deutlich bleiben, daß es sich um eine Notsituation handelt, die alle zur Sorge um genügend Priester aufruft." Darf ich hoffen, daß Sie diese Antwort auf Ihre Fragen befriedigend finden — soweit Notlösungen befriedigen können — und das Bestreben der Synode und der Bischöfe unterstützen?

Mit freundlichen Grüßen
Dr. Homeyer

Frau Josefine Heusch, Essen, schrieb daraufhin am 31. 1. 1978:

Sehr geehrter Herr Prälat
Dr. Homeyer!

Für Ihren Brief (Nr. 8831/77 H/Ks), den Sie mir im Auftrag des hochwürdigen Herrn Kardinal Höffner zukommen ließen, danke ich Ihnen. Obwohl ich Ihr ausführliches Schreiben wiederholt aufmerksam gelesen habe, zerstreute es doch nicht die von mir geäußerten Bedenken.

Das Résumé der Synode, daß der Herr bei einem Wortgottesdienst gegenwärtig ist, will ich gern gelten lassen. Ich hoffe und glaube darüber hinaus, daß der Herr auch bei vielen anderen Gelegenheiten (so auch beim persönlichen Gebet) bei uns ist! Wenn aber die heilige Eucharistie, wie das Konzil hervorhebt, das größte Geschenk ist, und wenn das wesentlichste der heiligen Messe die Erneuerung des Kreuzesopfers Christi ist, dann kann man doch um der Gemeinschaft mit einer „gewachsenen Gemeinde" willen auf dieses Geschenk nicht verzichten. Und ich bin sicher, daß man auch unter völlig fremden Menschen nicht verlassen wäre.

Wenn ich darüber hinaus das Bestreben der Synode auch auf anderen Gebieten (z. B. dem der Ehemoral) nicht unterstützen kann, befinde ich mich doch in der Gesellschaft namhafter Theologen, die ihre Meinung bei einer Umfrage in der D.T. äußerten.

Das Bestreben *der* Bischöfe zu unterstützen, ist oft nur schwerlich durchzuführen, wenn ein Bischof (von Trier) sehr schnell die Teilnahme an einem Wortgottesdienst als mögliche Erfüllung der Sonntagspflicht proklamiert, ein anderer Bischof zum gleichen Zeitpunkt, also doch in derselben Notsituation, keineswegs bereit ist, diese Regelung für sein Bistum (Regensburg) gelten zu lassen.

Wenn Sie mit der Synode die Überzeugung teilen, daß aus der zitierten Notsituation und Mitverantwortung, etwa beim Wortgottesdienst, junge Menschen, die zum Priesterberuf entschlossen sind, bestärkt werden, fürchte ich, daß aus der Situation Redner und Akteure, nicht aber gute Priester, die wir so nötig brauchen, erwachsen.

Hochachtungsvoll
Josefine Heusch

Zwänge. Das heißt, daß er nur in sehr geringem Maße der unsere ist.' Das besagt, es ist höchste Zeit, ihn zu befreien...

Ich frage mich, ob die Ordnung, die Dominique François in ein Gewimmel von Zitaten brachte, geeignet ist, den Wirrwarr der Logomachie zu erahnen, dem sie entnommen sind. Jedenfalls hat der Verfasser so viele Mühe darauf verwandt, deren Taktik zu beschreiben, daß er es darüber ein wenig vernachlässigte, sie auch zu widerlegen. Richtig ist allerdings, daß die Sophisten zur Rasse derjenigen gehören, die man allein schon dadurch in die Enge treibt, daß man ihr System bloßlegt.

Worum geht es? Die Überschrift dieser Einleitung, die eine Klarstellung sein möchte, könnte vielleicht die Antwort enthalten, wenn man ‚la bête piégée' nicht versteht als Tier, das in die Falle ging, sondern in dem Sinne, wie man sagt ‚colis piégé' (Sprengstoffpaket), womit man das feige und verbrecherische Tun der Terroristen bezeichnet. Der Leib (— der ‚Bruder Esel', wie ihn der hl. Franziskus nannte —) soll dazu dienen, das Christentum in die Luft zu sprengen.

Man erspare es mir, Gemeinplätze über die Bedeutung des Leibes für das menschliche Geschick wiederzukauen, auf die Exzesse einzugehen, welche die Kirchenmänner, Moralisten und Prediger auf dem Rücken des Bruder Esel begangen haben. Der Engel, den sie verherrlichen wollten, war nebenbei unterjocht von dem Wesen aus Fleisch und Blut, das sie übersehen oder gar verachtet hatten. ‚Anstatt sich in Engel zu verwandeln, verwandeln sie sich in Tiere, anstatt emporzusteigen, sinken sie hinab.' Pascal übernahm Montaignes Gedanken und goß ihn in eine Formel, die Berühmtheit erlangen sollte: ‚Der Mensch ist weder Engel noch Tier, und das Unglück will es, daß, wer aus ihm einen Engel machen will, ihn zum Tier macht.'

Was aber soll aus dem Menschen werden, der sich vornehmen würde, das Tier zu machen unter dem Vorwand, die Rolle des Engels zu fördern? Achtung! Es geht nicht mehr darum, den Instinkten freien Lauf zu lassen, sondern die geistigen Funktionen niederzuknüppeln. Das Tier wird darauf ausgerichtet, für den Engel keinen Platz mehr zu lassen. Wie diesen auf den Kopf gestellten Manichäismus nennen, der nicht mehr darin besteht, den Leib zu vernachlässigen, weil man dem geistigen Prinzip allein eine Bedeutung beimißt, sondern das Körperliche zu pflegen, ohne sich um die Seele zu kümmern, es sei denn, um sie zu ersticken?

Vergeblich suche ich in dem gewiß reichhaltigen Katalog der Häresien etwas Gleichartiges für eine solche Verirrung. Wo sind die Vorläufer, für die das Gebet nicht mehr geistiger Natur ist, sondern sich allmählich auf das Stoffliche hin ausrichtet, bis es sich mit ihm vermischt? Gestikuliert leidenschaftlich und vergeßt alles übrige! Das ist der Triumph des Sensualismus, der Triumph der Sinne. Am Schluß des Buches macht uns dieses mit einer Ungeheuerlichkeit bekannt, die auf den in der umgeschulten Kirche heimischen Materialismus deutet: Eine Dame, die ein Mitglied der Pastoralmannschaft (das ist der neue Name der Priester) fragte, wieviele Seelen seine Pfarrei zähle, erhielt zur Antwort: ‚Madame, es gibt hier 512 Leiber'."

P. Lelong weist dann auf die Posse des „Gebetes eines aufrechten Menschen", das wir zitiert haben, hin und fährt fort:

„Diese Entsittlichung mit Hilfe des Leibes — eigentlich müßte man von einer Entsakralisierung des Tempels des Hl. Geistes sprechen — ist nicht etwa

Sache einer jener Grüppchen, die in Gesellschaften gedeihen, die sich in Auflösung befinden, oder eine jener Pariser Cliquen, die nach Sekte riechen. Was Frankreich angeht, so zeigt das Buch von Dominique François, daß das ganze Land betroffen und verseucht ist. Wir begegnen wieder den traurig-berühmten Vertretern der großen Orden, die sich bei dem nachkonziliaren Zerstörungsunternehmen besonders ausgezeichnet haben. ... Es ist bemerkenswert, daß sämtliche Protagonisten der Kampagne, die endlich einmal beim Namen genannt werden mußten, mit offiziellen Titeln und Ämtern ausgestattete Persönlichkeiten sind. Und würde auch Abbé Fihey, der Sprecher des französischen Episkopates, dagegen protestieren, so würde das an den Tatsachen nichts ändern. Einer von denen, die sich bei dieser neuen Etappe der Subversion besonders hervorgetan haben, ist ein gewisser Abbé, der sich auch einen Namen im Bereich der hochoffiziellen Katechese gemacht hat (Gemeint ist Abbé Le Du). Seine Anwesenheit braucht uns nicht zu wundern: Ein Priester, der sich gegen jede Vorstellung von Pflicht äußerte und die Frechheit besaß, Gides infame Auslegung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn zu übernehmen, war es seinem Ansehen schuldig, eine solche Gelegenheit nicht zu verpassen. Er ist in der Tat vor keiner Kühnheit zurückgeschreckt, so daß die Feder des Berichterstatters aus Respekt vor dem Leser sich scheute, alles wiederzugeben. Mit verbundenen oder unverbundenen Augen üben sich die Partner in ‚Kommunikation' und darin, sich gegenseitig zu ‚skulptieren'. Man hätte meinen können, die mißratenen Kleriker seien nur dumm. Plötzlich entdeckt man, daß sie dazu noch lasterhaft sind! Dieser neue Schritt im Labyrinth des Umsturzes war im übrigen logisch. Geht es doch nach wie vor darum, der neuen Katechese zu dienen. Und die Körpersprache bereitet schließlich die Zukunft vor! ‚Die Kleinkinder sind fähig zu gestikulieren. Werden sie größer, wird das zuweilen komplizierter.' Daher die Notwendigkeit, frühzeitig damit zu beginnen. Und so bereitet man von langer Hand die Tanz-Zelebrationen vor.

Die Eucharistie kommt übrigens nicht allein in den Genuß der Schauspielkunst. Ab sofort dürfen die Kinder unter bestimmten, nicht näher erläuterten Umständen das Bekenntnis ihrer Sünden ersetzen durch eine ‚Leistung der Körpersprache'.

In alledem findet sich nichts echt Neues. Diese Prinzipien und Methoden sind dem Katholizismus fremden Sekten und Bewegungen entlehnt: dem entarteten Protestantismus von Taizé, dem amerikanischen Pentecotismus, dem Yoga und dem Zen Indiens und Japans. Entscheidend kommt es darauf an, aus den christlichen Gewohnheiten die traditionellen Mittel zu verbannen: Knien, Kreuzzeichen, Kniebeugen usw. ‚In der Schule des Ostens — die Positionen', lautet der Titel einer Schrift des C.N.P.L. (des Nationalrates für Pastoralliturgie). ‚Man wird schnell erkennen, daß bestimmte Gewohnheiten, Sitze, Betschemel die richtigen Stellungen fast unmöglich machen... Dagegen wird man die niedrigen Positionen auf dem Boden zu schätzen lernen.' So wird die Totenglocke für die Betstühle eingeläutet. Hoch lebe der Gebetsteppich und der Vierbeiner-Kult! Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Erzbischof von Marseille in einem hundertprozentig ökumenischen Geiste so tat, als wolle er einen nach Mekka ausgerichteten Gebetsteppich Unserer Lieben Frau vom Schutz zu Füßen legen.

Alle diese Fadheiten brauchten uns nicht zu beschäftigen oder könnten als Kindereien abgetan werden, wäre der

Einsatz nicht so hoch. ‚Unser christlicher Überlegenheitskomplex erhält dadurch (die neuen Gebetsformen) einen Schlag', schreibt freimütig ein Pater aus der Gesellschaft Jesu. Der Glaube ebenfalls, Herr Pater!

Unauffällig impft man die Gifte Asiens dem siechen Christentum ein. P. Bernhard Allo, der sich auf diesem Gebiete auskannte, schrieb vor fast einem halben Jahrhundert sein prophetisches Buch ‚Wunden Europas und Balsame vom Ganges'. Als ich dasselbe veröffentlichte, ahnte ich kaum, daß ich noch eine Zeit erleben würde, da die gesichertste christliche Erfahrung untergraben würde von denen, die die Sendungen empfingen, sie zu bewahren und den nachrückenden Generationen zu vermitteln.

Quousque tandem? wagte ich auszurufen, wäre das Latein nicht aus der Liturgie verbannt zugunsten Babels!"

Bischöfe beklagen liturgische Anarchie und Profanierungen in Frankreich

Kardinal Renard, Erzbischof von Lyon, an die Priester seines Bistums: „... Es bleiben einige dunkle Punkte, auch in unserer Diözese: von den Gläubigen gesprochene Wandlungsworte, und das im Widerspruch zum Konzil, das klar das Priestertum der Gläubigen unterscheidet vom Weihepriestertum. Konsekrierte Hostien und Teilchen werden achtlos liegengelassen. Es ist peinlich, solch schwerwiegende Dinge monieren zu müssen, auch wenn man nicht verallgemeinern darf." (La Documentation Catholique, Nr. 1728, 16. 10. 77, S. 881).

Mgr. Barthes, Bischof von Fréjus-Toulon: „Schwere Mißbräuche in bezug auf die Eucharistiefeier, die Taufe oder die Eheschließung wurden in der letzten Zeit von Gläubigen zu Recht kritisiert. Ich bitte inständig alle Priester, sich an die offiziellen liturgischen Regeln zu halten..." (France-Catholique-Ecclesia, Nr. 1611, 28. Okt. 1977).

Kardinal Marty vor seinem Priesterrat am 17. April 1978 in Paris: „... Vor allem macht mir die Eucharistiefeier Sorge. Ich gehe von einigen Tatsachen aus, die ich aus Gewissensgründen nicht übergehen darf.

1. Die Hochgebete.

Es kommt vor, daß dieser oder jener Priester sich gezwungen glaubt, lieber auf eine Konzelebration zu verzichten, als an einem eucharistischen Gebet teilzunehmen, das völlig von den derzeit vom Papst gebilligten Hochgebeten abweicht. Muß man daran erinnern, daß der Ausdruck des eucharistischen Lobpreises Gegenstand einer legitimen kirchlichen Regelung ist? Ich weiß wohl, daß wir dem Verschleiß (?) der Eucharistiegebete Rechnung tragen müssen. Gibt es aber in dieser Hinsicht nicht ein Mittel, zu dem wir nicht genügend greifen? Es besteht darin, sie zu erklären, den geistlichen Inhalt eines jeden

zu enthüllen. Manche Christen werden dieser Gebete überdrüssig, weil sie sie hören, ohne daß man ihnen dabei half, sie zu verstehen. Die liturgischen Gebete sind Material für die Reflexion über Glaubensfragen, Quellen für die Aktion und das betrachtende Beten.

2. Die Ehrfurcht vor der Eucharistie.

Eine andere Sache. Ich bin nicht sicher, daß die Ehrfurcht vor der Eucharistie immer ausreichend zum Ausdruck kommt. Priester oder auch von einem Priester mit der Kommunionspendung beauftragte Laien haben mir ihr Erstaunen darüber mitgeteilt, festzustellen, daß Personen, zuweilen in großer Zahl, am Leibe Christi teilnehmen, während sie ganz offenkundig darauf nicht vorbereitet sind, sich seit langem von der sakramentalen Praxis abgesetzt haben oder dem kirchlichen Leben fremd gegenüberstehen. Diese Menschen können guten Glaubens sein. Unsere Aufgabe aber ist es, die Mitglieder einer eucharistischen Versammlung aufzuklären. Die Lehre des hl. Paulus bleibt zeitgemäß: ‚Wer ißt und trinkt, ohne den Leib des Herrn zu unterscheiden, der ißt und trinkt sich das Gericht' (1. Kor. 11, 29). Wachen wir darüber, daß der Kommunionritus so erklärt und organisiert wird, daß die Teilnehmer die Möglichkeit haben, den Akt der eucharistischen Kommunion in Freiheit zu setzen.

3. Der Rhythmus der Eucharistiefeiern.

Wir müßten uns auch fragen über den Rhythmus unserer Eucharistiefeiern. Sündigt man nicht hier durch Übermaß und dort durch Mangel? ‚Wenn man in Frankreich beten soll, kann man nur noch die Messe lesen', bemerkte mir gegenüber ein ausländischer Priester. Der Vorwurf ist sicher ein wenig berechtigt. So sehr die Eucharistiefeier in einer kleinen Gruppe, wenn sie vorgesehen, sorgfältig vorbereitet und richtig zelebriert wird, legitim und wohltuend ist, genau so sehr erscheint mir der Automatismus der ‚Messe zum Abschluß einer Tagung' angreifbar. Umgekehrt gehen manche Priester gegenüber der Eucharistiefeier auf Abstand. Gewiß bildet diese niemals eine Verpflichtung, es sei denn, sie entspreche dem Bedürfnis der Gläubigen. Doch wir müssen überlegen, daß das sakramentale Opfer Christi nicht uns gehört. Es gehört der Kirche und durch sie der Welt. Wie könnten wir Priester den Sinn unserer täglichen Messe aus dem Auge verlieren, durch die wir gegenwärtig werden dem Ereignis, aus dem das Heil aller Menschen stammt? Natürlich liegt es an uns, daß diese Feier auch den ganzen Tag erhellt und wir darin unsere apostolische Begeisterung schöpfen.

4. Die liturgische Kleidung.

Ich finde auch, daß man sich allzu leicht vom Tragen der liturgischen Gewänder dispensiert. Da, wo alles dazu beiträgt, ein Zeichen zu setzen, müssen wir nicht auch ausdrücken, daß Christus selber uns erneuern soll, ‚uns bekleiden', damit wir ihn feiern können . . .?"

Bedauerlicherweise erklärt der Kardinal dann in seiner Schlußfolgerung u. a. „Wir sind, was die Sakramente angeht, in einer Zeit des Suchens, der Anpassung. Doch *suchen* will nicht heißen, sich mit *Annäherungen zufrieden zu geben,* vor allem auf einem solchen Gebiet. *Anpassen will nicht heißen, der Bequemlichkeit zu huldigen.* Um unsere Fortschritte im Hinblick auf mehr Einfachheit in der Liturgie zu retten, müssen wir vermeiden, was nach Nachlässigkeit aussehen könnte. Um unser Bemühen um Verschiedenheit je nach der feiernden Versammlung zu retten, müssen wir vermeiden, daß alles verschwommen wird. . ." (Aus Docu-

mentation Catholique" Nr. 1739/1978, S. 339).

Ist das nicht — trotz aller Einschränkungen — erneut ein Freibrief für die „Kreativität"?

Übersetzung — auch der folgenden Beiträge: Andreas Schönberger.

Die Krise der Priesterberufe in Frankreich

Aus dem „Bulletin d'André Noel", Nr. 679:

„Sonntag, der 9. April, wurde zum ‚Welttag der Berufe' erklärt." Aus diesem Anlaß hat Kardinal Marty einen Aufruf an die Jugendlichen gerichtet, die zum Skelett abgemagerten Reihen des derzeitigen französischen Klerus aufzufüllen. In den offiziellen Kreisen der Kirche gibt man zu, daß, sollte ein solcher Appell einen großen Widerhall finden, *10 Jahre* notwendig wären, damit die Zahl der Weihen dem Mindestbedarf der Bistümer entspricht.

Die Zahlen sprechen für sich selbst: Im Laufe der letzten 5 Jahre beliefen sich die Eintritte in die französischen Seminare im ganzen auf: 214 im Jahre 1973, 240 im Jahre 1974, 202 im Jahre 1975, 215 im Jahre 1976 und 200 im Jahre 1977. Das ergibt im Durchschnitt etwas mehr als 2 Priesteramtskandidaten pro Bistum und Jahr! Augenblicklich zählt man 978 Seminaristen (kaum 10 pro Diözese), und nur 99 wurden im letzten Jahr geweiht (d. h. pro Diözese einer). Vor zehn Jahren gab es rund 41 000 Weltpriester in Frankreich. Im Jahre 1975 waren es ihrer nicht mehr als 36 000. Man wagt nicht, zu präzisieren, auf welchen Stand sie im Jahre 1978 zurückgefallen sind, noch vorauszusehen, wieviele in einem, in zwei Jahren noch übrig bleiben; denn das Durchschnittsalter des Klerus ist sehr hoch und die Austritte gehen von Monat zu Monat weiter."

„L' Homme Nouveau" vom 7. 5. 1978, dem wir diese Notiz entnehmen, bemerkt abschließend:

„Die intellektuellen, ideologischen, gesellschaftlichen und sonstigen Moden haben das Leben eifrigen Betens, geistlicher Tiefe, ja sogar ein Minimum literarischer und philosophischer Kultur ersetzt."

Als Parallele hierzu ein Auszug aus dem Bericht eines *protestantischen* Pfarrers über einen Besuch in der DDR (Evangelischer Sonntagsgruß Nr. 21/1978):

„Und die katholische Kirche? Da tut sich etwas: Viele Polen gibt's als Gastarbeiter mit Familien, sie kommen und bleiben nur, wenn ein katholischer Priester bei ihnen ist. In der katholischen Stadtkirche warten 20 Polen vor dem *Beichtstuhl* (Hervorhebung von uns), es ist ein Werktag. In der Kreisstadt wurde der polnischen Gemeinde ein evangelisches Gotteshaus zur Verfügung gestellt; das Rathaus hat gebeten, es den Polen zu überlassen. ‚Unsere Wirtschaft braucht sie dringend — aber nur mit unseren Priestern, sagen sie!' Auch das ist Kirche im Sozialismus!"

Ostern 1978

Ich war heute Morgen in der Messe in B. . ., in der Provinz, einer modernen Messe, bei der man viel gesprochen hat, bei der man sich viel Mühe gab, uns ein wenig babyhafte, lustige Liedchen trällern zu lassen. Es gab nichts Unanständiges, nichts Ärgerniserregendes bei dieser Messe... Wohl waren da, im Widerspruch zu den „Instruktionen", die beiden Meßdiener-Mädchen, charmant natürlich, und gesammelter als manche Schlingel, deren braune Locken jedoch nicht ganz zum Altar paßten (obwohl, denkt man darüber nach, dieser Altar, eine wirkliche Metzgers-Fleischbank, noch viel weniger paßte). Da war ferner diese ausgezeichnete „Nonne" in knöchelfreiem Gewand, die ohne Hemmung die Kommunion austeilte. Zum Schluß hieß es dann „Frohe Ostern allen, obwohl das Wetter nicht berühmt ist", womit der Pfarrer uns beschenkte, offenbar in dem Gedanken, daß das „Gehet hin im Frieden Christi" wohl keinen Sinn habe... Wirklich, trotz dieser Kleinigkeiten und einiger anderer, die aufzuzählen zu weit führen würde, kann man nicht sagen, diese Messe sei sehr schockierend gewesen. Man erlebt ihrer weit schlimmere und dennoch . . .

Dennoch, bei der Predigt riß mich etwas aus der sanften Schläfrigkeit, in die ich mit den übrigen Anwesenden langsam versank, als ich den Priester mit monotoner Stimme einen Text seines Bischofs über die sozialen Kämpfe vorlesen hörte. Worte wie Freiheit, Gerechtigkeit machten mich betroffen. Diese Worte hatte ich bereits vor 35 Jahren gehört und sie versetzten mich in die ergreifende Umgebung der in meinem Oflag (deutsches Arbeitslager) zu Ostern 1943 zelebrierten Messe.

Ich sah mich wieder in der in eine Kapelle umgewandelten Baracke, wo wir versammelt waren, alle oder fast alle, die Gläubigen, die Ungläubigen, die Praktizierenden und die Nicht-Praktizierenden der Vorkriegszeit, alle vereint in der gleichen Suche nach etwas unendlich Großem, nach einer Hoffnung, einer Gewißheit. Die Messe wurde in lateinischer Sprache gelesen, wie das selbstverständlich war. Doch alle folgten ihr mühelos, alle verstanden auch ohne die Hilfe eines Meßbuchs, daß sie einem Opfer beiwohnten, einem Geheimnis. Es war keineswegs notwendig, in jeder Sekunde Erklärungen abzugeben, Sturzbäche von Worten loszulassen, durch Worte das „Klima" der Sammlung, der Meditation, der Andacht zu zerstören; und immer nur Worte, wie man das heutzutage macht.

Einer unserer Seelsorger erinnerte in seiner Predigt an den gefangenen, den verlassenen, den toten und dann auferstandenen, triumphierenden, freien Christus. Er stellte mit Nachdruck fest, daß man im Unglück den wahren Sinn der Worte Freiheit, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit kennenlernt. Er hatte geschlossen: „Wenn ihr wieder freie Menschen sein werdet, vergeßt nicht die glühenden Gebete, die ihr hier an Gott gerichtet habt." Wie alle Anwesenden hatte auch ich diese Wort mit innerer Sammlung gehört, und sie kamen mir nach 35 Jahren wieder in den Sinn. . .

Sie verfolgten mich auch noch etwas später, als ich das Benehmen der Kommunizierenden beiderlei Geschlechts von heute beobachtete. Sie kamen zurück mit zerstreutem Blick, gleichgültiger Miene, mit herabhängenden Armen oder mit den Händen in den Hosentaschen, nachdem sie die Hostie ergrapscht hatten und heruntergeschluckt wie eine

Pille. Welche Gleichgültigkeit! Welche Nachlässigkeit! Welcher Kontrast zu der Haltung der Männer im Lager, zu ihrem ernsten Gesicht, als sie an der Kommunionbank niederknieten, schließlich zu ihrem gesammelten Äußeren, als sie zu ihrem Platz mit gekreuzten oder gefalteten Händen zurückkehrten!

Als Gläubige und Priester geräuschvoll die Kirche verlassen hatten, war ich noch allein und formulierte folgendes Gebet. „Gib, mein Gott, daß alle aus den Lagern an die Andacht zurückdenken, mit der sie der Messe folgten; daß sie diese bewahren . . Gib vor allem, daß unsere Seelsorger, die uns geholfen haben, indem sie dieses göttliche Opfer feierten, verstehen, daß sie durch ihr Weitermachen noch vielen Ratlosen Hilfe bringen können, den Jungen vor allem, die darin Stärkung finden, wie jener, den ich am 15. August in Saint-Nicolas hörte, und der strahlend ausrief: ‚Das war noch eine Messe!'

Gib endlich, mein Gott, daß es für uns, die Traditionalisten[1], die man unter der Last der Krummstäbe der Marty, Riobé und Konsorten erdrücken möchte, wie es mit Jesus unter den Lanzen und Geißeln der Römer und Juden geschah, daß es für uns ein neues Ostern gebe, das heißt, eine neue Auferstehung unserer Kirche. Amen."

Hauptmann Thérel
(Aus „Credo", März/April 1978)

Die amerikanischen Katholiken sind für die traditionelle Messe

Das Organ des Catholic Traditionalist Movement, das P. de Pauw leitet, hat die Ergebnisse einer Umfrage des Gallup-Instituts unter den amerikanikehr zur traditionellen Messe veröffentlicht. Dem „Supplément-Voltigeur Nr. 58" vom 15. 8. 1978 der Zeitschrift „Itinéraires" entnehmen wir folgende Auszüge aus dem Aufsatz von P. de Pauw:

Nach 15 Jahren Gehirnwäsche, dem bedeutsamsten und teuersten Unternehmen dieser Art in der modernen Religionsgeschichte, zeigt die letzte Gallup-Umfrage an, daß eine beträchtliche Mehrheit der amerikanischen Katholiken immer noch nach der Wiedereinführung der traditionellen Messe in lateinischer Sprache in ihren Pfarreien verlangt. Nicht nach irgendeinem mehr oder weniger auf Latein vorgetragenen neuen Ordo, sondern tatsächlich nach der echten traditionellen lateinischen Messe, die manche nicht ganz richtig als „tridentinische" oder Messe „des" hl. Pius V. bezeichnen, und die von Meinungsforschern korrekterweise the old-style Latin Mass genannt wurde.

Die Gesamtergebnisse der Umfrage sind folgende: Für die Rückkehr zur old-style Latin Mass: 64 %; dagegen: 26 %; keine Angaben: 10 %. — Da der größte Teil der Befürworter der Rückkehr zur traditionellen Messe in

[1] Das Wort „Traditionalist" bedeutet im französischen Sprachgebiet nicht die Mitgliedschaft in einer bestimmen Vereinigung.

Latein zu den Leuten gehört, die mit ihren Studien nicht über das Stadium der College-education hinausgekommen sind, sowie in der Altersstufe von 30—49 Jahren, hat sich innerhalb der katholischen Presse das unwahre Gerücht verbreitet, nur die „alten Damen in Schnürstiefeln" forderten noch die Rückkehr zur traditionellen Liturgie. Nachstehend daher die Einzelergebnisse der Umfrage:

Rückkehr zur „old-style Latin Mass" in den Pfarreien:

	ja	nein	keine Meinung
	%	%	%
College education (Niveau der Primarstufe)	73	20	7
High School education (Niveau der Sekundarstufe)	61	29	10
Grade School education (Niveau der Hochschule)	56	29	15
Von 18—29 Jahren	59	31	10
Von 30—49 Jahren	69	23	8
50 Jahre und mehr	64	24	12

Die indische Kirche zwischen Progressismus und Vermischung mit dem Heidentum

Von Paul Hacker

Viele Leser der UVK werden auch die „Stimme des Glaubens" lesen, in der ich neulich (Nr. 10/78) einen Artikel veröffentlicht habe, den die Redaktion überschrieben hat: „Modernismus ... weltweit, z. B. Indien". Voraussichtlich in Nr. 13/78 derselben Zeitschrift wird noch ein Leserbrief von mir zur Ergänzung erscheinen. Inzwischen möchte ich aus der Zeitschrift „The Laity" (die etwa dem deutschen „Fels" entspricht) einiges übersetzen bzw. referieren, das geeignet ist, die Lage in Indien zu beleuchten. Die Verfasser der Artikel nenne ich nicht, da sie hierzulande doch nicht bekannt sind. Die meisten sind Priester. Die übersetzten Stücke stehen in Nr. 3/1978 (März) der „Laity"; die Seitenzahlen gebe ich an.

Ein Priester beklagt sich darüber, daß die Lenker (Theologen und von ihnen beratene Hierarchen) in der katholischen Kirche Indiens heute so, als sei es selbstverständlich, „indisch" gleich „hinduistisch" (also heidnisch) setzen und unter dieser Voraussetzung verlangen, die Kirche in Indien müssen „indisiert" (auch „inkulturiert") werden — als ob die indischen Christen bisher noch keine Inder gewesen wären! Als der (inzwischen als Internuntius nach Persien geschickte) Erzbischof Bugnini noch die Entscheidungen des die Liturgie verwaltenden römischen Dikasteriums bestimmte, gelang es den „Indisierern", von Rom die Genehmigug zu 12 Punkten zu erlangen; diese betreffen Ritenänderungen, durch die die Messe äußerlich dem Hindu-Kultus angeglichen wird. Die Einführung der Riten ist fakultativ, aber die Gläubigen werden nicht gefragt. Wie viele indische Katholiken protestiert der artikelschreibende Priester leidenschaftlich gegen diese und andere Arten von „Inkulturation". Er bemerkt u. a. (S. 117), daß die indische Kirche fast zweitausend Jahre bestehen konnte und die Missionare Millionen von Menschen zu Christus bekehren konnten *ohne* solche „Inkulturation".

Er beklagt sich darüber, daß unzählige Tagungen veranstaltet werden — sie werden biblische, katechetische, liturgische, Evangelisations- (d. h. Missions-) Laienapostolats-Seminare und mit andern Namen genannt —, und alle sollen die „Inkulturation" vorwärtstreiben. Über die Gelehrten sagt er (S. 116): „Ihre indische Theologie ist dabei, zu beweisen, daß die heiligen Hindu-Schriften inspiriert seien wie die Bibel. Sie benutzen (diese heidnischen Schriften) „zur Lesung und Meditation mehr als die Bibel, und sie befürworten ihren Gebrauch im katholischen Gottesdienst. (. . .) Man mag Schiwa, Krischna, Rama anrufen oder sogar anbeten; wenn wir das tun, rufen wir Christus an und beten ihn an."

Ich merke an, daß der Priester nicht übertreibt. Ich habe schon vor Jahren in dem Buche eines Ideologen katholischer Herkunft gelesen, daß der Hindu, wenn er seine Götter (z. B. Schiwa, Krischna, Rama) verehrt, damit Christus verehrt. Das wird also jetzt in die Praxis umgesetzt. So etwas nennt man mit christlichem Urteil Apostasie und Götzendienst. Es ist nicht bekannt, daß indische Bischöfe dagegen aufgestanden wären.

Ein anderer Artikelschreiber (Laie, Professor und Principal eines Collegs) schreibt (S. 140 f.): „Auf Grund der Ausbildung, die wir von heiligmäßigen Priestern erhielten und vor allem auf Grund des standhaften Glaubens, den wir von unseren Eltern geerbt haben, sind wir zu gläubigen Katholiken erzogen worden, die auch glauben, daß es unsere heilige Pflicht ist, ‚für den Glauben, der den Heiligen ein für allemal übergeben worden ist, zu kämpfen' (vgl. Judasbrief, Vers 3). (. . .) Wenn man will, daß wir schweigende, harmlose Schafe seien, dann sollte man uns nicht die heiligen Wahrheiten unserer Religion gelehrt haben; man sollte uns nicht von Angesicht zu Angesicht der Kirche gegenübergestellt haben, deren Donnerstimme durch die heiligen Väter spricht; man sollte uns nicht zu den benspendenden Quellen des ewigen Lebens geführt haben, die aus dem heiligen Buche fließen . . . ‚So wahr ich lebe, sagt der Herr, vor mir soll sich jedes Knie beugen' (Röm. 14, 11). — Aber nun werden wir unsere Knie nicht mehr beugen, weil wir Inder sind. — Im 1. Korintherbrief Kap. 8 bestimmt der Apostel klar die christliche Haltung zum Essen von Götzenfleisch. Nun lesen wir von Priester-Theoolgen, die nicht nur das ‚prasadam' (d. h. die Opfermaterie), das dem Götterbild dargebracht worden ist, essen, sondern es jedem, der da ist, austeilen, weil er Teilnehmer an der Indischen Philosophischen Konferenz ist, die im Kalady-Tempel ihre Verehrung erweist, an der Geburtstätte des Adi-Sankara. — Man hat uns gelehrt, daß das Kreuz das Symbol unserer Erlösung ist, aber man hat uns die Bharata Pudscha (d. h. Indien-Verehrung) beschert, in der kein Kreuzzeichen vorkommt. Wir haben bisher immer geglaubt, daß in der heiligen Messe Brot und Wein der kostbare Leib und das Blut unseres Herrn werden; aber jetzt haben die Theologen angefangen, uns zu erzählen, daß es eine solche Wesensverwandlung nicht gibt. Weiter: Wir glauben, und man hat uns gelehrt zu glauben, daß man dem Nachfolger Petri, dem römischen Papst, zu gehorchen hat, wenn er offiziell Glaubens- und Sittenlehre verkündet, ferner, daß er die Vollmacht hat, uns in Angelegenheiten des katholischen Lebens zu belehren. Aber jetzt finden wir Bischöfe und Erzbischöfe, (. . .) die auf bequeme Weise Ausreden finden, um seine Anordnungen und Anweisungen zu umgehen (. . .). Vielleicht ohne zu verstehen, was das alles bedeutet, wollen unsere katholischen Neuerer ‚ihrer Religion' hinduistische Symbole, Ausdrücke, Begriffe usw. zu eigen machen. Mit Pater P. K. George S.J.

fragen auch wir unsere Seelsorger und ihre Gehilfen: ‚Was erhoffen Sie an Gutem für die Kirche Indiens hinsichtlich des Glaubens, der Frömmigkeit und der apostolischen Wirksamkeit durch die Einführung einer sog. indisierten Liturgie, im Vergleich zu der Verwirrung, der Spaltung, der Schande, dem nicht zu rechtfertigenden Ärgernis und der Verstimmung, die sie sicherlich verursachen wird?'"

Die aufrichtige Leidenschaft und der Inhalt dieses Beitrages sprechen für sich. Wenn der Verfasser sagt: „Wir werden unsere Knie nicht mehr beugen", so spielt er darauf an, daß die „Indisierer" das Knien abschaffen.

Ein anderer Aufsatz berichtet von einer Konvertitin, die tief enttäuscht ist darüber, daß dieselben Ansichten, denen sie unter Opfern und Leiden einst abgeschworen hatte, jetzt in die christliche Religion, die sie aus Glauben und Überzeugung angenommen hatte, eingeführt werden.

Ein schlimmes Ärgernis ist das „National Biblical, Catechetical and Liturgical Centre", in Bangalore unter seinem energischen Leiter Amalorpavadass. Von diesem Institut gehen die meisten anstoßerregenden Anregungen aus. Sein Kirchengebäude hat er so weit wie möglich einem Hindutempel angepaßt, einschließlich einem Götzenbild zumindest in einer Fenstermalerei. In vielen Nummern der „Laity" wird heftig dagegen protestiert.

Die indische Bischofskonferenz scheint dies und vieles andere nicht zu rühren. Als die „Laity" voriges Jahr einen „Kongreß" veranstaltete, schrieb der Sekretär der Konferenz einen tadelnden Brief. —

Vor einigen Monaten war Kardinal Höffner in Indien. Er hat mit den Hierarchen gesprochen, die all das zulassen und z.T. ausdrücklich fördern, was die treuen Katholiken Indiens mit großer Trauer beklagen (und was von den Hindus verlacht wird und das Wachsen der Kirche in Indien zum Stillstand gebracht hat). Wahrscheinlich hat der Kardinal sich vorher beraten lassen. Ob er wohl erfahren hat, daß und inwiefern die Lage der Kirche in diesem Lande katastrophal ist? Es ist anzunehmen, daß indische Bischöfe ihm *ihre* Sicht der Lage vorgetragen haben, und es ist zu vermuten (Indien ist ein sehr armes Land), daß ihnen für ihre Unternehmungen Hilfsmittel zugesagt wurden. Demnächst sollen einige von ihnen unser Land besuchen. Vielleicht wird man dann mehr darüber erfahren, wie der Progressismus (in Indien paradoxer-, doch verständlicherweise mit der Vermischung mit dem Heidentum eng verbunden) seine Metastasen im kranken Körper der Kirche weitertreibt.

Mit dem Vorstehenden habe ich in keiner Weise abgelehnt, was das letzte Konzil und was die heiligen Väter der Kirche über das Verhältnis der Kirche zum Heidentum lehren. Das Konzil hat, wie es die Väter taten, anerkannt, daß es im Heidentum auch Gutes gibt und daß Gott Menschen auch außerhalb der irdisch verfaßten Kirche retten kann. Aber es hat *nicht* gesagt, daß Menschen *durch die Praxis* irgend eines *Heidentums* das ewige Heil erreichen und der Hl. Vater hat im Apostolischen Mahnschreiben „Evangelii nuntiandi" (Nr. 53) im Jahre 1975 klar ausgesprochen, daß *nur die Religion Jesu* die Menschen zu einer wahren und lebendigen Gemeinschaft mit Gott führen kann und daß die andern Religionen dies nicht vermögen. Wenn Gott Menschen außerhalb der wahrnehmbaren Kirche rettet, so weiß Er allein, *wie* es geschieht (und es weiß nicht einmal K. Rahner, der in seiner Anonyme-Christen-Theorie erklären wollte, wie Gott es macht). Das sagen zwei Konzilstexte (Missionsdekret Nr. 7, Pastoralkonst. Nr. 22), und das Mahnschreiben „Evangelii nuntiandi" (Nr. 80) erklärt es mit Nachdruck: „... auf außerordentlichen Wegen, die Er" (Gott) „allein kennt." Wenn das Gute, das es in vorchristlichen Religionen gibt, von der Kirche „genutzt" wird (diesen Ausdruck gebrauchten die Väter, und sie wußten, daß solche „Nutzung", lat. usus, griech. chrêsis, nicht nur geschehen *darf*, sondern geschehen *muß*), dann nicht ohne Reinigung von satanischen Beimengungen: nur so ist ein organischer Einbau in das christliche Lehr- und Kultsystem möglich, zur „Ausschmükkung des wahren Tempels Gottes" (wie die Väter sagten). In Indien aber wird heute das Konzil mißbraucht. Man stellt Christentum und Heidentum (hier: Hinduismus) einfach nebeneinander. — Ob Kardinal Höffner diese skandalösen Zustände kennt? Ob er bereit ist, sich beraten zu lassen?

Ansprache im Hochamt aus Anlaß der Jahresversammlung von UNA VOCE in Düsseldorf am 17. Juni 1978

Gymnasial-Pfarrer Joachim Zimmermann

Wir haben uns heute zur Feier des hl. Meßopfers in einer wenig bekannten Kirche eingefunden. Sie ist nicht das Gotteshaus einer der großen und bedeutenden Pfarreien der Stadt, und sie gehört auch nicht zu den architektonischen Berühmtheiten. Aber sie ist eine wahrhaft katholische Kirche. Bei aller Schlichtheit eignet ihr die sakralweihevolle Atmosphäre, welche von nicht wenigen Christen an gar manchem Ort schmerzlich vermißt wird.

So haben wir hinreichende Veranlassung, darüber nachzudenken, wie das Gotteshaus im Dienst der Wesenseigenschaft unserer hl. Mutter Kirche steht — oder doch stehen müßte.

Christus gründete nur eine Kirche, und diese sollte einig sein. „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe", schreibt der hl. Paulus im Epheserbrief (4, 5). Wie sehr dem Erlöser die Einheit seiner Kirche am Herzen liegt, ersehen wir aus jenem innigen Gebet, welches wir das hohepriesterliche nennen: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen ... damit sie eins seien ..." (Jo. 17, 11). Dieser Einheit hat ein jedes unserer Gotteshäuser zu dienen. Hier muß die eine Wahrheit verkündet werden. Für alle ist sie ja dieselbe, unveränderlich wie Christus selbst. Wir wissen, daß dies heute nicht selten verdunkelt wird — häufig unter Berufung auf die „Geschichtlichkeit der Wahrheit". Dennoch gilt: Dasselbe Credo ist zu bekennen; dieselben göttlichen Gebote sind zu verkünden. Ungetrübt muß der Quell der hl. Sakramente fließen. Diese Einheit soll sich bewähren auch im Leben des Alltags. Durchdrungen sollten wir sein vom Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in der einen Gottesfamilie. Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Redlichkeit, Wohlwollen und Liebe müßten das Miteinander katholischer Christen bestimmen.

Heilig ist unsere Kirche, die wir im Credo bekennen. Denn sie hat einen göttlichen Stifter, der wahrlich die Heiligkeit selber ist. Genau das müßte in allen Gotteshäusern als hl. Botschaft gepredigt werden, was der allerheiligste Erlöser lehrte. In der Tat sind der Kirche alle Mittel anvertraut, um heilig machen zu können. Unzählige Heilige sind auch heute noch die Legitimation ihrer vergöttlichenden Kraft. Unsere Gotteshäuser — ob aus Holz oder Stein, ob herrlich oder bescheiden — sind Zelt Jesu Christi, des Spenders aller Heiligkeit. Hier hat er im Tabernakel unter uns Wohnung genommen. Wie traurig ist es, wenn in den letzten Jahren an vielen Orten das eucharistische Geheimnis so aufbewahrt wird, daß es mitunter wie versteckt erscheint, jedenfalls nicht mehr als Herzmitte unserer Kirchen! Und manche scheinen überhaupt das Gespür dafür verloren zu haben, welch unvergleichliche Würde unseren Gotteshäusern zueigen ist. Jeder Altar Golgotha, jede hl. Messe die Vergegenwärtigung des heilbringenden Kreuzesopfers! Wunderbare Mittel der Heiligung sind die Sakramente. Welche erbarmungsreichen Großtaten Gottes geschehen doch in jeder Kirche! Hier werden Menschen durch die Taufe wiedergeboren zu einem neuen Leben, das Anteil an dem der allerheiligsten Dreifaltigkeit gewährt. Hier steigt der Hl. Geist herab in der Firmung und erhebt zur mündigen Zeugenschaft des

Herrn. Hier wird im Bußsakrament das begnadigende Urteil gesprochen: „Deine Sünden sind dir vergeben." Hier schenkt sich Christus uns zur Speise und zum Trank. Von hier wird das Allerheiligste hinausgetragen zu den Kranken und Sterbenden, damit sie dadurch gestärkt und geheiligt werden. Hier erfährt der Bund der Ehe die Weihe des Sakramentes. In der Tat, jede Kirche ist der Brunnen heiligender Kraft. Hier ist es, wo der Herr selbst spricht: „Wenn einen dürstet, so komme er zur mir und trinke; wer an mich glaubt, aus dessen Innerem werden, wie die Schrift sagt, Ströme lebendigen Wassers fließen" (Jo. 7, 37 f.).

Ferner ist die Kirche katholisch, was soviel heißt wie „allgemein", „allumfassend". Ihr ist von Christus die Fülle seiner Wahrheit und Gnade übergeben zur Verkündigung, Weitergabe und Vermittlung an die ganze Welt und durch alle Zeiten hindurch. In jedem Gotteshaus, in dem das hl. Meßopfer gefeiert wird, erfüllt sich die Weissagung des Propheten Malachias: „Denn vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden; denn groß wird mein Name werden unter den Völkern" (1, 11). Und sei es die elendeste Notkirche — wird in ihr das hl. Opfer dargebracht, dann geschieht es in der Verbundenheit mit den Gläubigen des ganzen Erdkreises, ja in Gemeinschaft mit den Seligen des Himmels und auch mit den Verstorbenen, welche der Läuterung noch bedürfen. Welch sinnvolles und schönes Zeichen der Katholizität ist übrigens die lateinische Gottesdienstsprache, ein Band der Einheit, das bis vor einigen Jahren noch fast alle Völker umschlang! Wie sehr muß man beklagen, daß es weithin verschwunden ist — und das gegen den Willen des letzten Konzils!

Schließlich ist die Kirche apostolisch. Unsere Gotteshäuser sind von Bischöfen, also Nachfolgern der Apostel, geweiht, und die Priester, welche in ihnen wirken, stehen durch ihre Ordination in der apostolischen Sukzession. Es ist abzulehnen, wenn heute manche Theologen es wagen, das Amt des katholischen Priesters mit dem nichtgeweihter Religionsdiener gleichzusetzen. Apostolisch muß natürlich auch die Verkündigung sein und darf nicht modernistischen Anpassungen an den „Zeitgeist" huldigen.

Ich will nicht polemisieren — aber das Evangelium von der Tempelreinigung Jesu ist höchst aktuell, denn vielerlei geschieht in unseren Kirchen, was das Eingreifen des Herrn geradezu herausfordert.

Wir aber wollen uns nicht entmutigen lassen, unentwegt und ohne Verkürzung festzuhalten an dem von der rechten Tat begleiteten Bekenntnis: Ich glaube an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.

Heilige Maria, Mutter der Kirche, bitte für uns! Amen.

Die Tagung der UNA VOCE 1978 in Düsseldorf

Die Tagung der UNA VOCE DEUTSCHLAND in Düsseldorf nahm genau den Verlauf, der auf den Einladungszetteln angegeben war. Es hatten sich etwa 250 Teilnehmer eingefunden. Das war weniger als auf der vorhergehenden Tagung in Hattersheim. Doch waren dort viele Mitglieder der Spes-unica-Vereinigung von Pfarrer Milch dabei, die nun entfielen. Aus den Briefen, die wir erhielten, wurde deutlich, daß der 17. Juni keineswegs ein besserer Termin ist, als der Bußtag im November. Er ist durch viele Veranstaltungen belegt, die regelmäßig an diesem Tage stattfinden.

Höhepunkt war wieder das Hochamt am Tagungsbeginn. Es wurde in der Pfarrkirche St. Petrus Canisius als Levitenamt — Pfarrer Krah, Pfarrer Zimmermann, Geistl. OStR. Dr. Hugo Kramer — in Form eines Volkschoralamtes gefeiert. Die aus zehn Sängern bestehende Schola sang erstaunlich homogen, obwohl sie sich erst kurz vor dem Amt aus Tagungsbesuchern konstituiert hatte. Auch die Vesper am Schluß der Tagung war ein eindrucksvoller Gottesdienst. An dieser Stelle sei Herrn W. Ritzenhofen Dank gesagt, der die Texte und Noten der Vesper in ihrem ganzen Verlauf in mühevoller Arbeit hergestellt hatte.

Von dem hohen Rang der Vorträge von Prof. Dr. Wolfgang Waldstein und Prof. Dr. Johannes Bökmann im Saal des RWI-Hochhauses mögen sich die Leser der UVK selbst überzeugen, wenn diese gedruckt in der UVK vorliegen. Die lebendige Diktion der Vortragenden kann die bloße Lektüre allerdings nicht vermitteln. In diesem Heft findet sich zunächst nur die Ansprache von Gymnasialpfarrer Joachim Zimmermann, die er im Hochamt gehalten hat. Das Referat von Prof. Waldstein wird im folgenden Heft der UVK erscheinen[1], das Referat von Prof. Bökmann im weiteren Verlauf des Jahres.

Die beiden Hauptreferenten hatten große Mühen auf sich genommen, um auf der Tagung erscheinen zu können, da sie ihre Heimfahrt von einer längeren Reise unterbrachen. Prof. Waldstein (Salzburg) kam sogar von der Westküste der Vereinigten Staaten. Beiden sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Pfarrer Dr. Kurrus, der Vorsitzende der Bewegung für Papst und Kirche, schloß die Vortragsreihe im Saal mit der Stellungnahme zu einigen liturgischen Problemen und mit einem Bericht über seinen kürzlichen Besuch bei Kardinal Höffner. Es ist erfreulich, daß mit dem Kenner dieser Materie — Pfarrer Dr. Kurrus ist Liturgiewissenschaftler — volle Übereinstimmung herrscht. Auch auf seine Ausführungen kommen wir noch zurück.

Eine solche Tagung hat nicht nur den Sinn, neue Gedanken und Anregungen zu vermitteln. Der Kontakt mit Gleichgesinnten ist in dieser wirren Zeit nötig, um wieder Kraft zu holen und den Mut nicht zu verlieren. Mündliche und schriftliche Äußerungen der Teilnehmer machten deutlich, daß durch die Düsseldorfer Tagung dieses Ziel erreicht wurde.

A. T.

[1] Die Gestaltung dieses Doppelheftes (4/5) wird völlig von Univ.-Prof. Dr. Waldstein (Salzburg) besorgt. Dies geschieht aus arbeitsökonomischen Gründen und aus der Erkenntnis, daß der österreichische Raum in den Beiträgen der UVK bisher unterrepräsentiert war.

Anschriften einiger Autoren:

Msgr. DDr. Klaus Gamber, St.-Peters-Weg 11, 8400 Regensburg;

Prof. Dr. Paul Hacker, Besselweg 14, 4400 Münster/Westf.;

Pater Dr. Athanasius Kröger OSB, Benediktinerabtei Gerleve, 4425 Billerbeck;

Prof. Dr. J. P. M. van der Ploeg O.P., Sterreschansweg 43, 6522 Nijmegen/Niederlande;

Prof. Dr. Johannes Stöhr, Ferdinand-Tietz-Straße 7, 8600 Bamberg;

Pater Dr. Carl Sträter S.J., Schwarze-Bären-Straße 7, 8400 Regensburg;

Dr. Andreas Schönberger, Reneauldstraße 58, 6630 Saarlouis;

Gymnasialpfarrer Joachim Zimmermann, Neckarstraße 28, 4000 Düsseldorf.